

www.bbaw.de/jahresmagazin

Jahres MAGAZIN 2017

der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften

THEMEN

Open Access
Migration
Statistiken zur Akademie

PROJEKTE

Wilhelm von Humboldt
70 Jahre Goethe-Wörterbuch
Historische Gärten
im Klimawandel

PERSONEN

Gitta Kutyniok
Nicholas Rescher
Bénédicte Savoy
Peter Scholze



berlin-brandenburgische
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRESMAGAZIN 2017

der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Die Rotunde im Akademiegebäude am Gendarmenmarkt beim Salon Sophie Charlotte 2016. Die Lichtgestaltung erfolgte durch Studierende der Beuth Hochschule für Technik Berlin, unter der Leitung von Prof. Susanne Auffermann-Lemmer.

Foto: BBAW, news aktuell, Robert Schliesinger





EDITORIAL



Foto: BBAW, Judith Affolter

Liebe Leserinnen und Leser,

unser Jahresmagazin heißt ab jetzt wirklich „Jahresmagazin“, es erscheint nun stets zum Einsteintag, den die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften jeweils zum Jahresende in Potsdam begeht.

Wie Sie wissen, konzentrieren sich die Forschungsaktivitäten der Akademie überwiegend auf langfristige geisteswissenschaftliche Vorhaben, aber natürlich halten immer auch politisch und gesellschaftlich aktuelle Themen Einzug in unseren Arbeitsalltag. So planen wir beispielsweise gemeinsam mit der Leopoldina die Einsetzung einer akademienübergreifenden interdisziplinären Arbeitsgruppe zum Thema Migration. Diese Arbeitsgruppe will die vielfach vorhandenen Daten zum Zwecke einer besseren Analyse zusammenführen: Lesen Sie dazu das von Amory Burchard geführte Interview mit der Vizepräsidentin unserer Akademie, Annette Grüters-Kieslich. Ich selbst beziehe, ebenfalls in einem Interview, Position zum Thema Open Access. Dabei geht es um den freien Zugang zu wissenschaftlicher Information – ein Thema, das für die Effizienz von Forschung und die Zukunft der Wissenschaft von großer Bedeutung ist und das nunmehr auch große politische Unterstützung findet.

Üppige Parkanlagen, die unter anderem von Peter Joseph Lenné und Fürst Pückler-Muskau entworfen wurden, sind heute mit verschiedenen neuartigen Bedingungen konfrontiert. So bringt etwa der Klimawandel die historischen Gärten zunehmend in Bedrängnis. Mit der Bewahrung ihrer Authentizität beschäftigt sich eine interdisziplinäre, von Reinhard F. Hüttl geleitete Arbeitsgruppe. Diese schlägt dabei Brücken zwischen Vergangenheit und Zukunft, Klimaforschung, Gartenbau und Soziologie.

Auf eine inzwischen schon 70-jährige spannende Geschichte kann das Akademienvorhaben „Goethe-Wörterbuch“ zurückblicken, das einen gigantischen Wortschatz lexikographisch mit modernen Methoden erschließt. Von weniger modernen Zeiten und den Schwierigkeiten, die einem Epigraphiker bei seiner Arbeit begegnen können – die BBAW verfügt über drei große Projekte zu griechischen, lateinischen und altägyptischen Inschriften –, berichtet anekdotisch Klaus Hallof von den „Inscriptiones Graecae“. Und wie komplex und zuweilen schwierig das Zusammenführen einfacher Daten zu einer aussagekräftigen Statistik sein kann, zeige ich Ihnen in einem Beitrag am Beispiel der Geschichte unserer Akademie.

Ein Schwerpunkt dieser Ausgabe ist dem Politiker und Sprachwissenschaftler Wilhelm von Humboldt gewidmet. Anlässlich der Feier seines 250. Geburtstages im Jahr 2017 wird er von Jürgen Trabant porträtiert, und Ute Tintemann stellt die Edition seines Werkes zu den amerikanischen Sprachen vor.

Ich danke Ihnen für Ihr Interesse und wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.

Ihr

Martin Grötschel



8 ——— EINFACHE FRAGEN, SCHWIERIGE ANTWORTEN

Statistiken zur Akademie und ihrer Geschichte
sind voller diffiziler Details

Von Martin Grötschel

16 ——— EIN GIGANTISCHER WORTSCHATZ

Das Akademienvorhaben „Goethe-Wörterbuch“
70 Jahre nach seiner Gründung

Von Michael Niedermeier

22 — »EINEN OBJEKTIVEN, RATIONALEN BEITRAG LEISTEN«

Über die Notwendigkeit, das Thema Migration
interdisziplinär zu bearbeiten

**Amory Burchard im Gespräch mit der Vizepräsidentin
der Akademie, Annette Grüters-Kieslich**

**30 ——— NATÜRLICH ANGEPASST
ODER KLIMAGERECHT REKONSTRUIERT**

Eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe untersucht die Folgen
des Klimawandels für historische Gärten, Parkanlagen
und Kulturlandschaften

**Von Reinhard F. Hüttl, Christiane Salge
und Bernd Uwe Schneider**

36 ——— FRAGEN AN GITTA KUTYNIOK

Ein neues Akademiemitglied stellt sich vor

**39 ——— WISSENSCHAFT UND KUNST BEGEGNEN SICH –
DER SALON SOPHIE CHARLOTTE**

Von Gisela Lerch

**42 ——— DER PHILOSOPH NICHOLAS RESCHER
AUSGEZEICHNET MIT DER HELMHOLTZ-MEDAILLE**

Ein Preisträger im Porträt

Von Jürgen Mittelstraß

44 ——— POLITIK UND SPRACHWISSENSCHAFT

Ein Porträt Wilhelm von Humboldts
zu seinem 250. Geburtstag

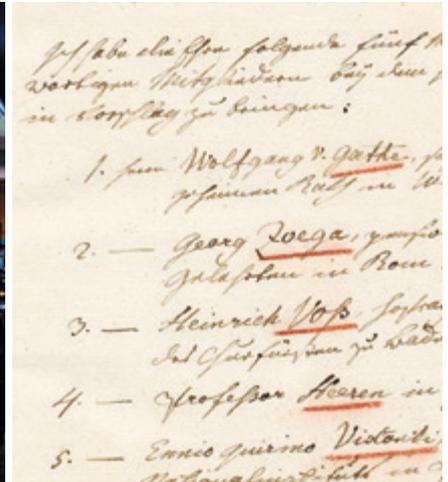
Von Jürgen Trabant

**50 ——— WILHELM VON HUMBOLDT UND
DIE ERFORSCHUNG DER AMERIKANISCHEN SPRACHEN**

Das Projekt „Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprach-
wissenschaft“ hat dessen Amerikawerk vollständig ediert.

Von Ute Tintemann

INHALT



- 55 **»WENN ALLES JEDERZEIT
ÜBERALL VERFÜGBAR IST«**
Über Open Access in der Wissenschaft
**Andreas Schmidt im Gespräch mit dem
Akademiepräsidenten Martin Grötschel**
- 66 **ANTIKEN INSCRIFTEN AUF DER SPUR**
Die Epigraphiker der Akademie „im Felde“
Von Klaus Hallof
- 71 **DIE GOLDENE MEDAILLE DER AKADEMIE VON
ATHEN FÜR DIE „INSCRIPTIONES GRAECAE“**
- 72 **EINE KLASSISCHE BIBLIOGRAFIE WIRD DIGITAL**
Von den „Jahresberichten für deutsche Geschichte“
zur „Deutschen Historischen Bibliografie“
Von Christoph Cornelißen und Johannes Thomassen
- 76 **DER MATHEMATIKER PETER SCHOLZE
AUSGEZEICHNET MIT DEM AKADEMIEPREIS 2016**
Ein Preisträger im Porträt
Von Jochen Brüning

- 78 **FRAGEN AN BÉNÉDICTE SAVOY**
Ein neues Akademiemitglied stellt sich vor
- 81 **ZWISCHEN DRAMATURGIE
UND ADMINISTRATION**
Die Akademie erschließt und ediert August Wilhelm Iff-
lands Archiv aus seiner Zeit als Theaterdirektor in Berlin
Von Klaus Gerlach
- 88 **GOLDENE AUSZEICHNUNG**
Die Helmholtz-Medaille von Karl Weierstraß
Von Christiane Claus
- 92 **COLLEGIUM PRO ACADEMIA**
- 94 **HERMANN UND ELISE GEBORENE
HECKMANN WENTZEL-STIFTUNG**
- 95 **VERANSTALTUNGSZENTRUM**
- 96 **IMPRESSUM**

EINFACHE FRAGEN, SCHWIERIGE ANTWORTEN

STATISTIKEN ZUR AKADEMIE UND IHRER GESCHICHTE SIND VOLLER DIFFIZILER DETAILS

Von Martin Grötschel

Es verwundert nicht, dass viele Personen an der facettenreichen Geschichte unserer Akademie interessiert sind. Ich selbst bin auch immer wieder von bemerkenswerten Vorgängen, außergewöhnlichen Personen und staunenswerten Details fasziniert, auf die ich bei meiner Beschäftigung mit der Akademie stoße. Mich erstaunt dennoch die Vielfalt der Fragen zu Statistiken über die Akademie, ihre Mitglieder und ihre Arbeit, die an mich gerichtet werden – häufig in der Annahme, dass ich als Präsident – und Mathematiker – solche Dinge eigentlich wissen müsste oder zumindest schnell herausfinden lassen könnte.

Für die „ganz normale Statistik“ ist die Akademie-Verwaltung zuständig. In der Tat kann sie die meisten Fragen, speziell zu laufenden Projekten, relativ schnell beantworten. Das liegt daran, dass Mittelgeber immer öfter in ihren Bewilligungsbedingungen verlangen, zahlreiche Details zu erfassen und zu berichten. Wir bereiten uns daher datentechnisch auf Antworten zu häufig gestellten Fragen gut vor – wie zum Beispiel Frauenanteil, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit Stellenbefristung oder bestimmter Ausbildung, Krankenstand, Nachwuchsförderung, Internationalität, Öffentlichkeitsarbeit, Drittmittelwerbung, Mittelverwendung, Verwaltungskosten.



Akademiepräsident und Mathematiker Pierre Louis Moreau de Maupertuis

Für Statistiken zur Geschichte der Akademie, ihrer Vorhaben, ihrer Mitglieder etc. haben wir diverse Datenbanken, die wir befragen können. Außerdem besitzt die Akademie ein äußerst umfangreiches Archiv mit rund 6.000 laufenden Metern an schriftlichen Dokumenten aus über 300 Jahren, und wir haben ungemein kenntnisreiche Archivarinnen, die jede Herausforderung mit Begeisterung und Akribie annehmen.

Selbst die Bearbeitung ganz harmlos erscheinender Fragen erfordert gelegentlich großen Aufwand, manchmal die Einsetzung einer Arbeitsgruppe oder sogar die Auflegung eines Forschungsprojektes.

Die wirklich spannenden Fragen sind dennoch häufig nur schwer oder gar nicht zu beantworten. Selbst die Bearbeitung ganz harmlos erscheinender Fragen erfordert gelegentlich großen Aufwand, manchmal die Einsetzung einer Arbeitsgruppe oder sogar die Auflegung eines Forschungsprojektes. Daher ist meine Antwort auf historisch-statistische Fragen in der Regel leider: Geht nicht, wir haben dafür keine Zeit- und Arbeitskapazität. Ich möchte in diesem Artikel einige der statistischen Probleme erläutern, aber auch ein paar interessante Fragen zu Mitgliedern unserer Akademie beantworten.

1. WIE VIELE PRÄSIDENTEN HATTE DIE AKADEMIE?

Man sollte meinen, dass diese Frage völlig trivial ist, denn die Akademie wird doch wohl über ihre Präsidenten Buch geführt haben. Oder? Fast jeder weiß, dass Gottfried Wilhelm Leibniz am 12. Juli 1700 zum ersten Präsidenten der Kurfürstlich Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften, auf deren Gründung sich die heutige Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (BBAW) beruft, ernannt wurde. Aber in den nachfolgenden drei Jahrhunderten war die Leitungsstruktur sehr kompliziert und zum Teil unübersichtlich. In der Tat beschäftigt sich derzeit eine Arbeitsgruppe damit aufzuklären, welche Personen im Laufe der Zeit Präsidenten waren bzw. eine

gleichwertige Funktion ausgeübt haben, wenn das Präsidentenamt unbesetzt war. Im nächsten „Jahresmagazin“ kann hoffentlich über die Ergebnisse berichtet werden.

2. WIE VIELE PRÄSIDENTEN DER AKADEMIE WAREN MATHEMATIKER?

Diese Frage wurde mir noch vor meinem Amtsantritt von Kollegen aus dem Bereich der Mathematik gestellt. Tatsächlich gab es in der Geschichte unserer Akademie nur sehr wenige Personen, die den Titel „Präsident“ geführt haben. Von 1700 bis 1759 hatte die Akademie, die in diesen 60 Jahren bereits vier verschiedene Namen trug, sechs Präsidenten, darunter mit Leibniz (1700–1716) und Pierre Louis Moreau de Maupertuis (1746–1759) gleich zwei

Tatsächlich gab es in der Geschichte unserer Akademie nur sehr wenige Personen, die den Titel „Präsident“ geführt haben.

Mathematiker, die – wie damals üblich – auch in anderen Disziplinen geforscht haben. Im Jahr 1938 wurde der Mathematiker und Vertreter der antisemitischen sogenannten „Deutschen Mathematik“, Theodor Vahlen, vom Reichserziehungsministerium zum kommissarischen Präsidenten der Akademie ernannt. Bei der im Folgejahr angeordneten Wahl eines Präsidenten erhielt Vahlen jedoch keine Mehrheit. Der Reichserziehungsminister ernannte ihn dennoch im Juni 1939 zum Präsidenten. Vahlen übte dieses Amt bis 1943 aus. Danach gab es außer mir keinen weiteren Akademiepräsidenten mathematischer Herkunft. Die kurze Antwort ist daher: vier!

3. WIE VIELE MITGLIEDER KOMMEN AUS EINEM BESTIMMTEN ORT?

Als ich 1995 in die BBAW gewählt wurde, bekam ich ein Büchlein mit dem Verzeichnis aller Mitglieder. Der erste Eintrag auf der ersten Seite war seinerzeit Werner Albring (1914–2007) gewidmet, der damals Außerordentliches Mitglied war und 2004 zum Ehrenmitglied gewählt wurde. Ich war völlig überrascht zu lesen, dass Albring wie ich in Schwelm geboren wurde und wir dasselbe Gymnasium besucht haben. Natürlich habe ich mich dann sogleich auf die Suche nach weiteren Schwelmer Akademiemitgliedern gemacht und tatsächlich Friedrich Christoph Müller (1751–1808), Theologe und Kartograph, gefunden, der von 1785 bis zu seinem Tod in meinem Heimatort evangelischer Pastor war. Bei einem weiteren Besuch in Schwelm bemerkte ich dann, dass ich als kleiner Junge häufig auf der Wiese neben dem 1820 zu seinen Ehren errichteten Denkmal gespielt habe, ohne dass mir damals der „Sinn“ dieser Säule bewusst war.

Über die Suchfunktion auf der Webseite www.bbaw.de/bbaw/MitgliederderVorgaengerakademien/ kann man in unserem historischen Mitgliederverzeichnis ganz einfach nach Orten suchen und so Mitglieder finden, die zu dem gesuchten Ort eine Beziehung hatten. Dabei werden Personen mit Spezialkenntnissen gelegentlich Fehler in unseren Daten finden. So war Schwelm auf der Webseite zu Albrings Mitgliedschaft in der Akademie der Wissenschaften der DDR – bis mir das auffiel – als Ort in Hessen verzeichnet, Schwelm liegt aber in Westfalen.

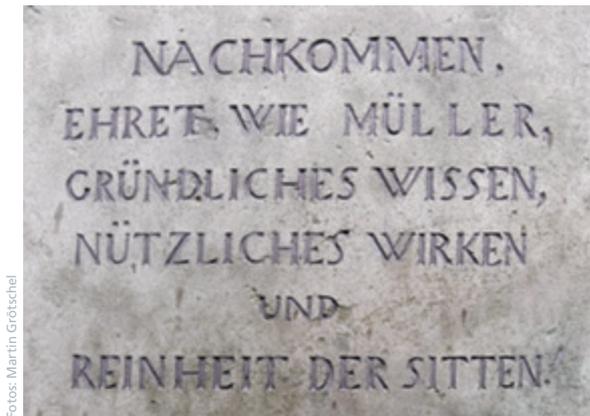
4. REGIONALE HERKUNFT VON AKADEMIE-MITGLIEDERN

In diesem Frühjahr fragte mich jemand, wie viele Sachsen denn seit 1700 Akademiemitglieder waren. Ich dachte zunächst, das sei einfach zu beantworten.

Aber nach kurzem Nachdenken war klar, dass eine solche Frage unbeantwortbar ist. Zunächst einmal müsste geklärt werden, wann jemand Sachse ist. Ist das der Fall, wenn er in Sachsen geboren und/oder verstorben ist, dort über längere Zeit gelebt oder gar die längste Zeit seines Lebens oder wesentliche Teile des Berufslebens verbracht hat? Meine Eltern stammen aus Oberschlesien, ich bin in Westfalen geboren und aufgewachsen, ich habe außerdem in Hessen, im Rheinland, im Bayerischen Schwaben und in Berlin gelebt und war mehrfach längere Zeit im Ausland. Für meine Eltern war ich Schlesier, ich würde mich als Westfale mit schlesischen Wurzeln bezeichnen, obwohl ich in Berlin mehr Jahre verbracht habe als in einer anderen Region Deutschlands und deswegen eigentlich Berliner bin. Das wird bei den meisten Akademiemitgliedern ähnlich kompliziert sein.

Es ist aber noch viel schwieriger. Sachsen ist in den vergangenen rund 300 Jahren kein einheitliches politisches – oder durch Sprache definiertes – Gebilde gewesen und war sehr großen territorialen Veränderungen unterworfen. So verlor Sachsen z. B. beim Wiener Kongress fast die Hälfte seines Gebietes an Preußen. Es ist nur mit viel Suchaufwand entscheidbar, wann welcher Ort zu Sachsen gehört hat. All diese Überlegungen machen es so gut wie unmöglich, statistische Fragen nach der regionalen Herkunft von Akademiemitgliedern „vernünftig“ zu beantworten.

Ein konkretes Beispiel soll die Problematik erläutern. Wäre ich nach in der Schweiz geborenen Mitgliedern gefragt worden, wäre ich, ohne mit der Person vertraut zu sein, niemals auf die Idee gekommen, den Mathematiker Johann Heinrich Lambert (1728–1777) dazuzuzählen,



Friedrich Christoph Müller-Denkmal im Park des Museums Haus Martfeld in Schwelm



denn Lambert ist in Mühlhausen im Elsass geboren. In Lamberts Geburtsjahr gehörte Mühlhausen allerdings zur schweizerischen Eidgenossenschaft, erst 1798 wurde Mühlhausen – auf eigenen Wunsch – französisch. Lambert ist übrigens dadurch bekannt, dass er als erster die Irrationalität der Kreiszahl π bewiesen hat.

5. WIE VIELE MITGLIEDER HATTE DIE AKADEMIE?

Akademien haben verschiedene Mitgliedschaftskategorien. Bei der komplexen Geschichte unserer Akademie ist es schwierig, klare Aussagen zu Mitgliedschaften zu machen, da die Mitgliedschaftsregelungen im Laufe der Jahrhunderte häufig modifiziert wurden und der Mitgliedsstatus vieler Personen zum Teil mehrfach geändert wurde. Auch die aufwändigen Verfahren zur Zuwahl von Mitgliedern und zur Statusfestlegung sind immer wieder neuen Entwicklungen angepasst worden.

BBAW-Mitglieder

Bezüglich der 1992 neu konstituierten BBAW ist die „Mitgliederlage“ relativ einfach. Laut Satzung können der Akademie bis zu 200 Ordentliche Mitglieder, bis zu

100 Außerordentliche Mitglieder sowie Ehrenmitglieder angehören. Grundsätzlich werden Ordentliche Mitglieder drei Jahre nach Erreichen des gesetzlichen Rentenalters entpflichtet und nicht mehr bei der Höchstzahl eingerechnet. Seit 1992 bis zum Stichtag für diesen Artikel, dem Einsteintag am 25. November 2016, hat die BBAW insgesamt 403 Personen als Mitglieder aufgenommen, davon sind inzwischen 38 verstorben. Von den am Stichtag lebenden 365 Mitgliedern sind 180 Ordentliche, 113 Entpflichtete Ordentliche, 71 Außerordentliche und 2 Ehrenmitglieder – ein Ehrenmitglied ist auch Entpflichtetes Ordentliches Mitglied. 11 der insgesamt 13 Ehrenmitglieder sind verstorben. Von den am Stichtag lebenden Ordentlichen Mitgliedern der BBAW sind immerhin 40 – also 22,2 Prozent – Frauen.

Mitglieder der Vorgängerakademien

In den Vorgängerakademien hatten die obigen Mitgliedschaftskategorien zum Teil andere Bezeichnungen, hinzu kamen weitere Formen der Mitgliedschaft wie Anwesende und Abwesende, Auswärtige oder Korrespondierende Mitglieder. Einige Erläuterungen hierzu findet man zum Beispiel unter www.bbaw.de/bbaw/MitgliederderVorgaengerakademien.

Bei der komplexen Geschichte unserer Akademie ist es schwierig, klare Aussagen zu Mitgliedschaften zu machen.

Zur Vereinfachung der Fragestellung nennen wir ab jetzt jede Person Akademiemitglied, wenn sie zu irgendeinem Zeitpunkt seit 1700 in einer der Mitgliedschaftskategorien in die BBAW oder eine ihrer Vorgängerakademien



Friedrich Hirzebruch und Günter Spur sind die einzigen Personen, die Mitglieder von BBAW, AdW der DDR und AWB waren.

aufgenommen wurde. Zu den 403 Mitgliedern der BBAW kommen dann noch 3.132 Personen hinzu, die in der Datenbank der Mitglieder der Vorgängerakademien der BBAW enthalten sind.

Niemand kann garantieren, dass diese Liste vollständig ist. Hinzu kommt, dass es Doppelzählungen gibt, so sind beispielsweise mehrere Mitglieder der Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW der DDR) und der im Westteil der Stadt entstandenen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (AWB) nach Neukonstituierung der BBAW Mitglieder der BBAW geworden und in den jeweiligen Mitgliederlisten vertreten. Der Mathematiker Friedrich Hirzebruch (1927–2012) und der Ingenieur Günter Spur (1928–2013) sind die einzigen Personen, die Mitglieder von BBAW, AdW der DDR und AWB waren. Die Anzahl der weiblichen Mitglieder in den Vorgängerakademien der BBAW ist winzig. Etwas kurios: Katharina die Große wurde 1767 Ehrenmitglied und 1768 Auswärtiges und damit erstes weibliches Mitglied.

Gesamtzahl aller Akademiemitglieder

Kurz und gut: Wenn die Dinge einigermaßen stimmen, präzise Genauigkeit aber nicht erreicht werden kann,

rundet man als Mathematiker problemadäquat. Somit stelle ich fest, dass zum Stichtag 25. November 2016 insgesamt rund 3.500 Personen in den Mitgliederlisten – alle Statuskategorien, lebende und verstorbene zusammen erfasst – der BBAW und ihrer Vorgängerakademien zu finden sind. 3.500 ist also die Antwort auf die Frage nach der gesamten Mitgliederzahl seit 1700.

6. WIE VIELE MITGLIEDER AUS DEM BEREICH DER MATHEMATIK HATTE DIE AKADEMIE?

Diese Frage ist mir kurz nach meiner Wahl zum BBAW-Präsidenten von der Berliner Mathematischen Gesellschaft (BMG) gestellt worden, für die ich dann sogar eine sehr gut besuchte Führung durch unser Archiv organisiert habe, weil viele BMG-Mitglieder Einsicht in Dokumente zu bedeutenden mathematischen Akademiemitgliedern nehmen wollten.

Ich habe mir – unter Mithilfe mehrerer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der BBAW – Mühe bei der Beantwortung gegeben. Aber auch diese einfach erscheinende Frage ist praktisch unbeantwortbar. Und deshalb werden wir Fragen nach der Zahl der Mitglieder, die der Philosophie, Physik oder einer anderen Wissenschaft zuzuordnen sind, nicht bearbeiten.

Zunächst einige beinahe einfache Antworten. Seit der BBAW-Gründung sind die meisten Mathematiker Mitglieder in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Klasse. Diese darf maximal 40 Ordentliche, nicht entpflichtete Mitglieder haben. Bis zum 25. November 2016 sind 23 Mathematiker – mathematische Physiker mitgezählt – in diese Klasse der BBAW gewählt worden, darunter 2 Frauen, 1 Mathematiker ist verstorben. Von den 22 lebenden Mitgliedern sind 6 entpflichtet. Von den 16 nicht entpflichteten Mitgliedern sind 11 Ordentliche Mitglieder.

Es gibt natürlich auch einige „gemischte Fälle“. Mehrere Informatiker aus der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen und der Technikwissenschaftlichen Klasse würde jede mathematische Fakultät gerne als Mitglied haben. Ein Mathematikhistoriker in der Geisteswissenschaftlichen Klasse ist auch Fachmathematiker. Reinhard Selten (1930–2016), Träger des Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften, hat in Mathematik promoviert, wird aber natürlich den Wirtschaftswissenschaften

Eigentlich hat jedes Mitglied eine Fachgebietszuordnung, aber diese ist manchmal sehr umfangreich, und es ist nicht klar, welchem Fachgebiet sich die Person wirklich zugehörig gefühlt hat.

zugerechnet. Ich könnte viele weitere derartige „Zweifelsfälle“ angeben wie beispielweise Gerhard Ertl, der Physiker ist und den Chemie-Nobelpreis erhalten hat.

Solche „Vermischungen“ machen statistische Angaben unscharf bzw. problematisch, sind aber wissenschaftlich erfreulich, da sie Indikatoren für die Interdisziplinarität der BBAW und ihrer Arbeit sind.

Der Datenbank der Vorgängerakademien zu entnehmen, ob jemand Mathematiker war oder nicht, ist schwierig. Eigentlich hat jedes Mitglied eine Fachgebietszuordnung, aber diese ist manchmal sehr umfangreich, und es ist nicht klar, welchem Fachgebiet sich die Person wirklich zugehörig gefühlt hat. Bei manchen sind die Einträge eher mager. Einige Personen haben Mathematik studiert, dann aber in einem anderen Fach Karriere gemacht.

	Oktober bis Dezember 1946	Januar bis März 1947	Jähr- lich
	RM	RM	RM
4 leitende Forschungs- professoren.....	7 500.--	11 250.--	60 000.--
2 Abteilungsleiter.....	2 400.--	4 800.--	19 200.--
7 wissenschaftl. Mitarbeiter	8 400.--	10 500.--	58 800.--
7 wissenschaftl. Assistenten	1 500.--	4 500.--	42 000.--
2 Gaststellen.....	1 500.--	1 500.--	12 000.--
2 Sekretärinnen.....	2 100.--	2 100.--	8 400.--
1 Verwaltungsassistent.....	-	1 200.--	4 800.--
<hr/>			
Bibliothek.....	2 000.--	2 000.--	8 000.--
Sachetat Abteilung I.....	1 500.--	3 000.--	24 000.--
Uebriger Sachetat.....	3 250.--	3 250.--	13 000.--
<hr/>			
Summe :	30 150.--	44 100.--	250 000.--
<hr/>			
Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener <i>H. L. Schmid</i>			

Archiv der BBAW

Finanzplan des von Hermann Ludwig Schmid an Johannes Stroux gerichteten Antrags zur Gründung eines mathematischen Forschungsinstituts

Auch hier ist im Nachhinein nicht feststellbar, wie sich die Person selbst einordnen würde.

Macht man eine Datenbankabfrage in der historischen Mitgliederdatei der BBAW und sucht nach Personen, die Mitglieder in den Vorgängerakademien waren und in deren Datensatz das Wort Mathematik – oder eine Variante davon – vorkommt, so erhält man je nach Suchwortwahl eine Liste von 310 bis 330 Personen als Ergebnis, darunter 4 Kollegen, die später Mitglied der BBAW wurden.

Das Geschlecht einer Person ist in dieser Datenbank nicht verzeichnet. Ich habe intensiv gesucht und nur eine Mathematikerin gefunden; sie war Korrespondierendes Mitglied der AdW der DDR.

Natürlich sind die meisten der großen deutschen Mathematiker und viele bedeutende Ausländer als

Mitglieder vertreten, insbesondere solche, die in Berlin gewirkt haben. Die AdW der DDR hatte insgesamt 469 Mitglieder, davon ungefähr je ein Drittel Ordentliche, Korrespondierende und Auswärtige. Unter den Auswärtigen Mitgliedern waren unter anderem zahlreiche exzellente mathematische Kollegen aus der Sowjetunion. Diese Namen fallen jedem Mathematiker bei der Durchsicht der Listen auf. Bei manchen Namen in der Mathematikerliste stutzt man jedoch. Drei Beispiele:

So entdeckt man etwa Immanuel Kant (1724–1804), den sicherlich alle als Philosophen betrachten würden. Aber Kant war an der Universität Königsberg ab 1755 Dozent für Mathematik, Physik und Geographie, ab 1758 auch für Philosophie und dann ab 1770 Professor für Mathematik, Logik und Metaphysik. Er steht also zu Recht in der Liste.

Blasius Merrem (1761–1824) ist vermutlich heute niemandem mehr bekannt. Er ist am 25. Juni 1812 als Korrespondierendes Mitglied aufgenommen worden mit der Fachgebietsbezeichnung „Botanik, Ökonomie“. Merrem war aber auch von 1784 bis 1794 Professor für Mathematik und Physik an der Universität in Göttingen, bevor er nach einer Zwischenstation an der Universität in Duisburg 1804 Professor für Ökonomie, Kameralwissenschaft und Botanik an der Universität in Marburg wurde.

Edzard Reuter, den ehemaligen Vorstandsvorsitzenden der Daimler-Benz AG, hingegen kennt fast jeder. Er war Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (West) seit ihrer Gründung 1987 bis zu ihrer Auflösung 1990. Was nicht viele wissen, Reuter hat Mathematik, Physik und Rechtswissenschaften in Göttingen und Berlin studiert und taucht deshalb auch in dieser Liste auf.

Zusammenfassend: Rund 10 Prozent der Mitglieder der Vorgängerakademien der BBAW waren Mathematiker oder gehörten ihrem Lebenslauf entsprechend „irgendwie“ zur Mathematik. In der BBAW sind es knapp 6 Prozent. Hierbei ist die erste Prozentzahl sicherlich eine Überschätzung, und die zweite Prozentzahl unterschätzt die „tatsächliche“ Zahl der Mathematiker ein wenig.

7. MATHEMATISCHE INSTITUTE UND DIE AKADEMIE

Häufig bleibt unerwähnt, welche organisatorische Bedeutung unsere Akademie im Laufe der Jahrhunderte hatte. So hat z. B. die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft – heute Max-Planck-Gesellschaft – durch eine Denkschrift des Mitglieds der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Adolf Harnack, ihren Ausgang genommen. Die vielfachen „Fernwirkungen“ unserer Akademie dieser Art sollten einmal sorgfältig statistisch untersucht werden.

Ich will hier nur kurz auf die Gründung des heutigen Weierstraß-Instituts für Angewandte Analysis und Stochastik, Leibniz-Institut im Forschungsverbund Berlin e.V. (kurz WIAS), benannt nach unserem Mitglied Karl Theodor Wilhelm Weierstraß (1815–1897), hinweisen. Mehr dazu ist unter www.math.berlin/orte/wias-institutsgbaeude.html zu finden.

Ein mathematisches Forschungsinstitut hatte es bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts in Berlin nicht gegeben. Nach dem 2. Weltkrieg schien die Gelegenheit zu einer Gründung günstig; und so beantragte Hermann Ludwig Schmid – Mathematisches Institut der Universität Berlin, die damals noch nicht Humboldt-Universität hieß – in einem dreiseitigen Brief samt Finanzplan an Johannes Stroux (1886–1954), den Präsidenten der Deutschen Akademie der Wissenschaften (die dann später AdW der

DDR hieß), am 30. August 1946 die Einrichtung eines mathematischen Forschungsinstituts.

Auf Grundlage dieses Antrags wurde dann am 1. Oktober 1946 –nach einem Monat! – das Forschungsinstitut mit mehreren Professuren und unserem Mitglied Erhard Schmidt (1876–1959) als erstem Direktor eingerichtet. Welch eine administrative Geschwindigkeit! Dieses Institut hat mehrere Metamorphosen und Umbenennungen als Akademieinstitut durchlaufen und ist nach der Auflösung aller Akademieinstitute Ende 1991 zum Jahresbeginn 1992 in neuer Form als Leibniz-Institut wieder eröffnet worden.

Es gibt noch viele Aspekte, die einer genaueren statistisch-historischen Aufarbeitung bedürfen.

Auch wenn zur Wirkungsgeschichte unserer Akademie schon viele Untersuchungen vorliegen, so gibt es doch noch viele Aspekte, die einer genaueren statistisch-historischen Aufarbeitung bedürfen.

Selbst wenn die Akademie weiter hart an der Verbesserung und Vervollständigung ihrer Daten arbeitet, so wird es auch in Zukunft auf einfache statistische Fragen häufig keine schnellen und klaren Antworten geben. Die in diesem Artikel skizzierten Beispiele machen einige der Schwierigkeiten deutlich.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Martin Grötschel ist Mathematiker und Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

EIN GIGANTISCHER WORTSCHATZ

DAS AKADEMIENVORHABEN „GOETHE-WÖRTERBUCH“
70 JAHRE NACH SEINER GRÜNDUNG

Von Michael Niedermeier



Goethe verfügte über den größten, je bei einem Menschen dokumentierten muttersprachlichen Individualwortschatz. Auch wenn ein Vergleich mit anderen Autoren aus verschiedenen Gründen problematisch ist, eine kurze Gegenüberstellung kann Goethes Sprachmächtigkeit sinnlich prägnant machen. Um einen Eindruck zu bekommen vom gigantischen Wortschatz Goethes, seinem enormen Gedächtnis bei fachsprachigen Termini, seiner Fähigkeit, die verschiedensten Fachausdrücke nicht

nur zu verstehen, sondern sie aktiv präsent zu haben: Von Luther sind etwa 23.000 lexikalisierte Einzelwörter überliefert, von Puschkin rund 21.000, von Ibsen 27.000, von Cervantes 13.000, von Schiller und Shakespeare je etwa 30.000. Die Goethe-Wortliste umfasst weit mehr als das Dreifache, mehr als 93.000. Im „Goethe-Wörterbuch“ werden alle der 93.000 Einzellemmata in ihrem gesamten Bedeutungs- und Verwendungsspektrum analysiert und mit ihren wichtigsten Textquellen dokumentiert – ein Querschnitt der Epoche, in der sich unser modernes Deutsch ausgeprägt hat. Fremdwörter werden zwar aufgenommen, aber nur, wenn sie in deutschen Textzusammen-

Im Archiv des „Goethe-Wörterbuchs“ sind insgesamt über 3,2 Millionen Textbelege nach Stichworten versammelt.

☛ **Kaleassar** *Mietkutscher* [in Neapel] die Caleassaren .. die bei den einspännigen Caleschen auf den großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen und einem jeden, der sie verlangt, zu Diensten sind 31,255,3 ItR

Juliane Brandsch

☛ **kalfatern** (*Fenster gegen Witterungseinflüsse abdichten*)¹ [betr Goethes Gartenhaus] Ich kalfatre ietzt Fenster und Thüren, und will sehn wie lang ich mich gegen die Unbilden der Wittrung halte B3,121,12 ChStein 19.11.[76] [G aus Rom] Wie sonderbar kommt es mir vor, dich in meinem Garten zu denken, in denen niedrigen Zimmerchen, wohl eingepackt und kalfatert B8,310,24 Knebel 21.12.87

¹) aus der Seemannssprache stammend, vgl Kluge²²,348

Juliane Brandsch

☛ **Kali** Gen 'Cali's' B23,161,7; nur in naturwiss Zshg

1 Kaliumverbindungen

a für Kaliumsalze als natürliche Bestandteile von Mineralien (bes Feldspat u Glimmer) K. enthaltende Mineralien T4,336,13 v 2.11.12 B23,161,7 Döbereiner 22.11.12 für Kaliumkarbonat (Pottasche) als Ausgangsstoff der Glasherstellung Bereitungen entoptischer Tafeln .. Die reinste Glasart aus Quarz und K. ist hiezu die vorzüglichste N51,312,15 EntoptFarb 41 N12,150,17 Üb:Kunckel

b für Kaliumoxyd als Gegenstand galvanischer Experimente [Elektrische] Phänomene. .. Natron. K. Verbrennung der Metalle N13,436,33 Plp B20,19,3 Wolzogen 24.2.08

2 als sprachliche Rückbildung aus 'Alkali': basische Lösung, hier mit Bezug auf Ammoniak²) [betr Versuche zu Pflanzenfarben] Experiment: die Iris Germanica mit Säure und K. behandelt T5,236,14 v 29.5.16 → *Ätz- Syn zu 2 Alkali

¹) vgl WA IV 52,169 zu WA IV 51,229 Seebeck 24.2.08; zu Seebecks Experimenten s JALZ 27.2.08

²) vgl LA II 10A,37–44 M 3.3, 3.4, 3.5 bzw WA II 5²,149–156

Juliane Brandsch

Kali

1 Kaliumverbindungen

a für Kaliumsalze als natürliche Bestandteile Mineralien (bes Feldspat u Glimmer) K. enthaltende Mineralien T4,336,13 v 2.11.12 Döbereiner 22.11.12 für Kaliumkarbonat (Pottasche) als Ausgangsstoff der Glasherstellung Bereitungen entoptischer Tafeln .. Die reinste Glasart aus Quarz und

b für Kaliumoxyd als Gegenstand galvanischer Experimente [Elektrische] Phänomene. .. K. Verbrennung der Metalle N13,436,33 Plp Wolzogen 24.2.08

2 als sprachliche Rückbildung aus 'Alkali': basische Lösung, hier mit Bezug auf Ammoniak²) [betr Versuche zu Pflanzenfarben]

Experiment: die Germanica mit Säure und K. behandelt T5,236,14 v 29.5.16 → *Ätz- Syn zu 2 Alkali

Kalifat

a Amt des Kalifen Ali .. der, erst vom Caliphat verdrängt und, als er endlich dazu gelangte, ermordet wurde 7,201,16 DivNot

b Reich der Kalifen (mit der Hauptstadt Bagdad) auch das Caliphat war von kurzer Dauer; das ungeheure Reich erhielt sich kaum vierhundert Jahre 7,39,15 DivNot Juliane Brandsch J.B.

Kalk

1 verschiedene Kalziumverbindungen

hängen vorkommen. Goethe beherrschte Altgriechisch, Latein, Englisch, Französisch und Italienisch auf höchstem Niveau, so dass er selbständig zur Veröffentlichung bestimmte Textübersetzungen angefertigt hat. Dazu kamen noch Hebräisch und Jiddisch, und selbst mit damals hierzulande noch exotisch anmutenden Sprachen wie dem Arabischen hat sich Goethe vertraut zu machen versucht.

Im „Goethe-Wörterbuch“ wird die Wortbedeutung jedes einzelnen Wortes anhand der konkreten Textzusammenhänge präzise erfasst, in der Regel wird jeder einzelne Beleg genau analysiert und nach seiner Verwendungsweise bestimmt. Die meisten Worteinträge betreffen

Es bildet einen Querschnitt der Epoche ab, in der sich unser modernes Deutsch ausgeprägt hat.

neben Allgemeinsprachigem oder Begriffen auch die enorm vielen naturwissenschaftlichen zeitgenössischen Termini aus Botanik, Geologie, Mineralogie, Osteologie, Chemie, Optik, Farbenlehre, Astronomie, Morphologie und vielem mehr. Goethe war auch Jurist und vielbeschäftigter Staatsbeamter, der in allen Bereichen der Wissenschaft, Ökonomie, Verwaltung und des Kunstbetriebes sich als kompetenter und detailbesessener Fachmann ausgewiesen hat. Im Archiv des „Goethe-Wörterbuchs“ sind insgesamt über 3,2 Millionen Textbelege

nach Stichworten versammelt. Das ist eine ungeheure Zahl – denn jeder einzelne Beleg muss gelesen werden.

Für die Wissenschaft ist das „Goethe-Wörterbuch“ ein einzigartiges Arbeitsinstrument. Beispielsweise alle Farbbezeichnungen Goethes – es sind mehr als 400 – erscheinen darin genauestens in ihren verschiedenen konkreten Bedeutungsnuancen aufgeschlüsselt und mit den entsprechenden Goethe-Belegen dokumentiert. So ist das Wörterbuch für den Mathematiker und Wissenschaftsphilosoph Olaf Müller, Humboldt-Universität zu Berlin, ein unentbehrliches Arbeitsmittel, um eine revolutionäre These zu belegen: Goethe hatte mit seiner Farbenlehre Newtons Theorie etwas Gleichwertiges entgegensetzen.

*Wer weiß schon auf Anhieb, dass
„Modenfarbe“ nichts mit aktuellen
Fashiontrends zu tun hat.*

Aber von der Naturwissenschaft zur Dichtung: Für den Literaturwissenschaftler Ernst Osterkamp, Akademiemitglied und Projektleiter des „Goethe-Wörterbuchs“, ist es gelegentlich auch unentbehrliches Hilfsmittel, um Goethe-Gedichte angemessen interpretieren zu können. Denn jedem, der sich eingehender mit der Literatur der Goethezeit befasst, wird bei der Lektüre klar, dass sich die Sprache des 18. Jahrhunderts von der heutigen in manchem unterscheidet. Bedeutungen haben sich seit damals verändert, auch wenn uns das beim Lesen und Hören im Einzelfall nicht sofort auffallen muss. Wer weiß schon auf Anhieb, dass „Modenfarbe“ nichts mit aktuellen Fashiontrends zu tun hat, sondern „Mottfarbe“ meint.

Das lehnte sich eben nicht an das französische „mode“ an, sondern an das deutsche „Mott“ für „Schlamm“ oder „Torf“. Und es meinte einen, durch Mischung bereits vermengter heterogener Farben entstandenen Farbton. Das Wort „Schamane“ war als Leihgabe von mittelasiatischen Naturvölkern bei Goethe und seinen Zeitgenossen nicht zwingend männlich, sondern weiblich. Es bezeichnete eine bestimmte Art der Magierin, eine Geisterseherin. „Schmiergeld“ hatte nichts mit Bestechung zu tun, sondern es war der feste Betrag, den ein Reisender an jeder Poststation für das Schmieren der Kutschenräder zusätzlich zu entrichten hatte. Bedeutungsunterschiede sind mitunter nur geringfügig, in vielen Fällen versteht man die Zusammenhänge jedoch nicht, legte man die heutige semantische Wortverwendung zugrunde: „Revolution“ war bei Goethe noch eng an die morphologische Struktur des Lehnwortes und einen erst allmählich veraltenden fachsprachlichen wissenschaftlichen Gebrauch gebunden. Man verstand darunter zunächst nach Kopernikus' Hauptwerk „De revolutionibus orbium coelestium“ die kreisförmige Umlaufbewegung von Himmelskörpern, also die Bahnellipse im Sinne von Rückumkehr. „Revolution“ konnte bei Goethe dann auch die glückliche Genesung von einer Krankheit und Wiederherstellung der Gesundheit bedeuten. Der Begriff entfaltete erst in Bezug auf geologische Prozesse wie den Vulkanismus sein Bedeutungsspektrum, um schließlich nach 1789 als Bezeichnung gewaltsamer, politischer Umwälzungen verbreitetere Anwendung zu finden.

Bevor die komplexe lexikalische Arbeit am „Goethe-Wörterbuch“ begonnen werden konnte, waren umfangreiche Vorbereitungen notwendig. Bereits vor 70 Jahren, am 12. Dezember 1946, beschloss die Deutsche Akademie der Wissenschaften auf der Grundlage einer Denkschrift des Altphilologen Wolfgang Schadewaldt, das Vorhaben eines Goethe-Autorenwörterbuchs zu konzipieren und in Angriff zu nehmen. Keiner der Gründerväter und -mütter besaß damals eine genauere Vorstellung davon,

701
54

Au sein de la Société, Dictionnaire des Savants
Challanin des Mémoires de la Société.

Je propose d'élire les suivants cinq hommes qui ont le
plus de mérite et de savoir sur le sujet de la Société
in vue de la Société :

1. — Wolfgang v. Goethe, professeur de littérature
à l'université de Weimar.
2. — Georg Zoega, professeur de littérature
à l'université de Bonn.
3. — Heinrich Voss, professeur de littérature
à l'université de Berlin.
4. — Professor Heeren à Göttingen.
5. — Ennio Quirino Visconti, membre de l'Institut
National à Paris.

Je prie d'agréer, Monsieur, les assurances de mon
respectueux dévouement et de ma haute estime
pour vous. Je suis, Monsieur, avec toute la
respectueuse attention, votre très humble
et très dévoué serviteur, A. L. C. H. H. H.

Berlin le 15^{ème} Juillet 1806.

A. L. C. H. H. H.

Membre de la Société
de la Société de la Société
de la Société de la Société

Das „Goethe-Institut“ der Akademien entstand nicht. Die sogenannte Berliner Akademie-Ausgabe kam über eine Reihe von 31 Bänden reiner Textausgaben der poetischen Werke und Schriften zur Literatur nicht hinaus und wurde schließlich abgebrochen. Die Goethe-Bibliographie erschien dann, begonnen von Hans Pyritz, der – wegen seiner Nazi-Vergangenheit in Berlin entlassen – als neuer Lehrstuhlinhaber an der Universität Hamburg gleichzeitig auch erster Leiter der Arbeitsstelle des „Goethe-Wörterbuchs“ in Hamburg geworden war, weitgehend losgelöst vom Gesamtprojekt. Die Historisch-Kritische Ausgabe von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften war durch die Leopoldina schon 1941 in Angriff genommen worden, auch ihr Werden dauerte siebzig Jahre, bis 2011. Die dritte Abteilung, die die komplizierten Erschließungs- und Registerbände umfassen wird, befindet sich zurzeit noch in Arbeit. Die kritischen Ausgaben der Briefe und der Tagbücher, die Regest-Ausgabe der Briefe an Goethe sowie die Edition von Goethes Gesprächen und Begegnungen waren über Jahrzehnte bei der Klassik-Stiftung oder der Deutschen Forschungsgemeinschaft beheimatet. Sie alle sind nun seit 2015 unter dem Dach der Forschungsplattform zu Goethes Biographica „Propyläen“ auch im von Bund und Ländern finanzierten Akademienprogramm vereint.

Das „Goethe-Wörterbuch“ überlebte als einziges Projekt des ursprünglichen „Goethe-Instituts“, es überstand – beinahe wie durch ein Wunder – sogar die deutsche Teilung. Denn keiner der beiden deutschen Staaten wollte einen „Rückzieher“ riskieren. Die Arbeitsstellen Berlin/Leipzig sowie die beiden westdeutschen, die im Abstand von einigen Jahren nacheinander in Tübingen und Hamburg entstanden waren und dann von der Heidelberger

Wahlvorschlag des Ordentlichen Akadmiemitglieds Aloys Hirt vom 15. Juli 1806 zur Aufnahme von fünf Gelehrten als Auswärtige Mitglieder der Berliner Akademie der Wissenschaften, als erster wird Goethe genannt.

und der Göttinger Akademie übernommen worden sind, konnten über die Jahrzehnte der deutschen Teilung immer gemeinsam an den gleichen Wortstrecken arbeiten. Beim „Goethe-Wörterbuch“ war damit möglich, was dem „Deutschen Wörterbuch“, dem „Grimm“, mit seinen Arbeitsstellen in Berlin und Göttingen verwehrt blieb.

Das „Goethe-Wörterbuch“ ist eines der großen traditionsreichen Vorhaben des Akademienprogramms und es ist nun, nach 70 Jahren, auf seine Zielgerade eingebogen. Die Lexikographinnen und Lexikographen aus Berlin/Leipzig, Tübingen und Hamburg arbeiten bereits an den Wortartikeln der Buchstaben „S“ und „T“. Und so bleiben nur noch einige Jahre bis zum Abschluss des Gesamtprojekts.

Die beim Kohlhammer Verlag erscheinende Druckausgabe ist im Moment beim Buchstaben „P“ angelangt. Die im Internet frei zugängliche Online-Version wird vom Trier Center for Digital Humanities betreut und schließt allmählich zum Stand der Druckausgabe auf. An den eigens entwickelten elektronischen lexikographischen Arbeitsplätzen wird sowohl der Druckausgabe als auch der Online-Ausgabe unmittelbar zugearbeitet.

Und was wird die Zukunft bringen, wenn das Wörterbuch schließlich vom „T“ zum „Z“ gelangt ist? Gegenwärtig wird ein Projekt entworfen, mit dessen Hilfe die Nutzerinnen und Nutzer aus dem digitalen Wörterbuch direkt in die verschiedenen digitalisierten Quelltexte springen können, möglicherweise sogar direkt zu den in den Datenbanken der Klassikstätten und -sammlungen von Weimar, Jena oder Frankfurt/M. präsentierten Abbildungen von Realien, Gegenständen, Objekten, Bildern, die Goethe einst unmittelbar selbst vor Augen gehabt hatte. Es würden sich dadurch ganz neue Kombinations- und Suchmöglichkeiten eröffnen, ein ganz neuer Kosmos mit vielen „Revolutionen“.

Als Goethes eigener siebzigster Geburtstag im Jahre 1819 in vielen deutschen Städten feierlich begangen wurde, bedankte sich der Jubilar bei allen seinen Verehrern mit einem Gedicht, in dem die Verse stehen, die wir auch zum Jubiläum für unser Vorhaben gern in Anspruch nehmen möchten:

Freigesinnt, sich selbst beschränkend,

Immerfort das Nächste denkend;

Tätig treu in jedem Kreise,

Still beharrlich jeder Weise;

Nicht vom Weg, dem graden, weichend

Und zuletzt das Ziel erreichend.

PD Dr. Michael Niedermeier leitet die Arbeitsstelle „Goethe-Wörterbuch“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.



»EINEN OBJEKTIVEN,
RATIONALEN BEITRAG
LEISTEN«

ÜBER DIE NOTWENDIGKEIT, DAS THEMA
MIGRATION INTERDISZIPLINÄR ZU BEARBEITEN

Amory Burchard im Gespräch mit der Vizepräsidentin der Akademie, Annette Grüters-Kieslich

Amory Burchard: Frau Grüters-Kieslich, als frischgewählte Vizepräsidentin der BBAW haben Sie noch in der Mitgliederversammlung vorgeschlagen: Wir müssen uns mit den Themen Flucht, Migration und Integration auseinandersetzen. Warum ist Ihnen das so wichtig?

Annette Grüters-Kieslich: Für die BBAW, die sich mit wichtigen Zukunftsfragen der Gesellschaft beschäftigt, finde ich das Thema „Flucht, Migration und Integration“ sehr wichtig. Vor allem, weil es sich nicht nur um eine momentane Krisensituation handelt, sondern dies wirklich ein bedeutendes, wenn nicht das bedeutendste Zukunftsthema ist. Deshalb fand ich es angemessen, dies der Akademie vorzuschlagen. Es betrifft mich natürlich auch in meinem persönlichen beruflichen Leben. Als Kinderärztin an der Charité bin ich in den letzten zwei Jahren vielen Schicksalen begegnet. Dadurch ist für mich klar, dass sich die Wissenschaft mit diesem Thema wirklich tiefgehend und rational auseinandersetzen muss.

Amory Burchard: Auf Ihre Initiative hin hat sich bereits eine kleine Gruppe an der BBAW formiert und es wurde mit der Planung der interdisziplinären Akademien-Arbeitsgruppe „Migration“ begonnen. Vorrangige Aufgabe, der Arbeitsgruppe soll es sein, Fakten zum Thema Migration zu sammeln. Wollen Sie damit postfaktischer populistischer Politik begegnen, die Stimmung gegen Flüchtlinge und deren Integration macht?

Annette Grüters-Kieslich: Das ist nicht die primäre Zielstellung. Zunächst einmal geht es darum, eine akademienübergreifende interdisziplinäre Arbeitsgruppe zu bilden aus Mitgliedern der BBAW und der Leopoldina, der Nationalen Akademie der Wissenschaften in Halle. Der Fokus wird auf der Faktensammlung liegen, aber das heißt nicht, dass wir anfangen selber Daten zu sammeln, denn es gibt genug Daten. Es gibt so viele Institutionen in der Bundesrepublik, die sich fundiert mit Fakten beschäftigen und Faktenanalyse betreiben. Der Punkt, warum wir glauben, dass es sinnvoll ist, eine auch akademienübergreifende interdisziplinäre Arbeitsgruppe zu bilden, ist, dass diese Fakten und ihre Analyse fragmentiert sind. Durch das Sammeln und Bündeln wollen wir einen übergreifenden Blick auf die Problematik schaffen. Dabei geht es uns nicht um schnelle politische Stellungnahme oder Analyse – denn

es sagen schon zu viele schnell einmal etwas –, sondern tatsächlich darum, uns in den nächsten Jahren, möglicherweise ja Jahrzehnten, als Akademie so aufzustellen, dass wir einen Beitrag leisten können zur Bewältigung dieses Themas, und zwar einen objektiven, rationalen Beitrag, der wissenschaftsbasiert ist. Ich sehe es als Aufgabe einer Akademie, dass sie sich tiefgreifend und auch langfristig mit solchen Fragen auseinandersetzt.

Amory Burchard: Ist es aber nicht schon ein politischer Schritt zu sagen: Wir müssen die Fakten sammeln und interpretieren, aufbereiten in einer Zeit, wo gerade

»Es handelt sich nicht nur um eine momentane Krisensituation, sondern dies ist wirklich ein bedeutendes, wenn nicht das bedeutendste Zukunftsthema.«

Annette Grüters-Kieslich

Rechtspopulisten oft bar jeder Fakten Unwahrheiten über Flucht und Migration verbreiten, um Politik zu machen? Ist es nicht doch ein engagierter Schritt einer Akademie zu sagen: Wir sammeln die Fakten und wir wollen die Fakten, die es gibt, stark machen?

Annette Grüters-Kieslich: Viele wissenschaftliche Projekte der Akademien sind auch ein politisches Statement, weil sie sich mit wichtigen Zukunftsfragen der Gesellschaft beschäftigen. Die BBAW hat sich zum Beispiel über viele Jahre dem Thema Gentechnologie gewidmet, was durchaus auch ein heikles gesellschaftliches Thema ist. Das heißt aber nicht, dass man damit primär eine politische Position bezieht. Dies sind jedoch nicht nur tagespolitische Angelegenheiten und Wissenschaft muss sich damit auseinandersetzen. Dass wir uns in der Akademie auch mit schwierigen gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, ist für mich persönlich absolut notwendig. Wissenschaft muss sich diesen Fragen stellen. Sie darf die Themen nicht anderen überlassen, ohne die wissenschaftsbasierten Antworten auf den Tisch zu legen.

Amory Burchard: Mit Ihnen als Medizinerin, als Initiatorin dieser Arbeitsgruppe, und auch anderen Mitgliedern, von der Islamwissenschaftlerin Gudrun Krämer über Wirtschaftswissenschaftler bis hin zum evangelischen Theologen Christoph Markschies, ist die Arbeitsgruppe interdisziplinär angelegt. Welche neue Qualität können Sie in die Untersuchung des Feldes Migration und Flucht bringen?

Annette Grüters-Kieslich: Wir sind in einer Phase, in der wir die Themenfelder intensiv interdisziplinär beleuchten, um dann zu sagen, was wir in der Arbeitsgruppe priorisieren wollen. Ich habe einmal aufgeschrieben, welche Fragestellungen aus welchen Disziplinen es überhaupt gibt. Das ist so zahlreich und so facettenreich, das kann unmöglich die BBAW, das kann auch nicht die übergreifende Arbeitsgruppe beantworten. Wir müssen sehen,

wo wir eine besondere fachübergreifende interdisziplinäre Kompetenz haben, und damit werden wir uns dann die nächsten Jahre beschäftigen.

Amory Burchard: Welche Themen könnten das sein? Können Sie Beispiele nennen?

Annette Grüters-Kieslich: Wir haben zum Beispiel 2017/18 das Jahresthema „Sprache“. In der BBAW gibt es eine hohe Kompetenz, was dieses Thema in den unterschiedlichsten Bereichen angeht. Ich finde, Sprache ist ein wesentlicher Faktor von Integration. Ein anderes Thema ist natürlich die Islamwissenschaft: Was ist Xenophobie, was ist Islamophobie? Dort haben wir eine hohe Kompetenz durch Frau Krämer, aber auch durch andere, uns mit Religionswissenschaftlern und Islamwissenschaftlern auseinanderzusetzen. Und in den Sozialwissenschaften und Wirtschaftswissenschaften, die eine wichtige Rolle spielen, haben wir ebenfalls eine hohe Kompetenz. Ich sehe zwei große Themenfelder für den Bereich Gesundheit: Sicherlich stellt sich auch die Frage, wie gehen wir mit den Flüchtlingen und ihren besonderen gesundheitlichen Bedingungen um. Dies geht über ein Ad-hoc-Statement, wie es die Arbeitsgruppe der Leopoldina sehr schnell und gut im letzten Jahr veröffentlicht hat, weit hinaus. Die Menschen kommen zum Beispiel mit einer ganz anderen Grundlage der Ernährung zu uns. Und wenn sie jetzt hierbleiben und gut integriert werden, werden sie der Western Diet ausgesetzt.

Amory Burchard: Von der bekanntlich besonders gesunden Mittelmeerkost ...

Annette Grüters-Kieslich: ... zu Fast Food. Ich meine, das ist eine große Aufgabe, dort auch präventiv vorzugehen. Wir wissen aus anderen Migrationsbewegungen, dass die neue Ernährung langfristig sehr einschneidende Folgen haben kann für die Gesundheit. Dort präventiv einzuwirken, wäre eine wichtige Aufgabe. Oder wie gehen die



»Welche neue Qualität können Sie in die Untersuchung des Feldes Migration und Flucht bringen?«

Amory Burchard

Kinder mit dem Straßenverkehr um, in dem sie sich hier plötzlich bewegen. Es gibt sehr viele sehr konkrete Themen, wie wir uns auf die neuen Bürger in diesem Land einstellen müssen. Aber als großes wissenschaftliches Thema sehe ich eher die Frage: Was müssen wir, die westlichen reichen Industrienationen an den gesundheitlichen Bedingungen in den Herkunftsländern ändern?

Wenn Sie das Beispiel Infektionskrankheiten nehmen: Es gibt pro Jahr mehr als 500.000 Kinder auf der Welt, die an Malaria erkranken. Millionen von Menschen erkranken an Malaria und wenn sie nicht daran sterben, sind sie dauerhaft geschwächt. Es ist wichtig, dass diese Erkrankungen in den Herkunftsländern eingedämmt werden, um den Menschen die physische Kraft zu erhalten. Und das ist die fast größere Aufgabe, uns nicht zu konzentrieren auf die verhältnismäßig qualitativ und quantitativ kleinen Probleme, die wir jetzt mit den Flüchtlingen haben, sondern zu fragen, was wir tun können, damit sich die

gesundheitlichen Bedingungen in den Herkunftsländern verbessern.

Amory Burchard: Ein anderes, sehr konkretes Thema, das Sie als Endokrinologin beschäftigt, ist die Altersschätzung bei den Geflüchteten. Sehen Sie da Aufklärungsbedarf?

Annette Grüters-Kieslich: Ja. Wir hatten dazu an der Charité eine Tagung mit Kollegen aus Schweden, aus den Niederlanden, aus Belgien und aus England, um auch zu zeigen, wie andere Länder mit diesem Thema umgehen. Die reine Röntgenaufnahme einer Hand zur Altersbestimmung ist sehr unpräzise, denn die Biologie ist so, dass Sie einen 15-Jährigen vor sich haben könnten, der ein Knochenalter von 18 hat, und trotzdem ist er chronologisch 15, er hatte nur eine frühe und schnelle Pubertät. Aber Sie können natürlich auch einen 18-Jährigen vor sich haben, der ein Knochenalter von 15 hat, weil seine



Pubertätsentwicklung verlangsamt ist. Im Individualfall ist an dem Knochenalter nicht präzise das chronologische Alter ablesbar.

Amory Burchard: Es gibt noch andere von Kritikern als entwürdigend bezeichnete Praktiken körperlicher Untersuchungen. Ist das ein Thema, an dem man noch arbeiten muss, auch medizinethisch?

Annette Grüters-Kieslich: Absolut. Und das findet auch statt. Frau Wiesemann aus Göttingen zum Beispiel ist diesbezüglich mit uns im Diskurs und hat eine klare Haltung dazu. Sie können das Alter der Geflüchteten nicht präzise bestimmen, auch nicht mit anderen Untersuchungen. Es gibt eine Varianz von zwei bis drei Jahren. Auf den individuellen Fall bezogen, mit all den Auswirkungen, geht es eben einfach nicht.

Amory Burchard: Wäre das auch ein Thema für die Arbeitsgruppe?

Annette Grüters-Kieslich: Natürlich. Dieses Thema der Altersschätzung oder die Frage, auf welcher Basis begrenzen wir Zuwanderung, ist auch von zentraler Bedeutung. Wo oder wie wollen wir Grenzen ziehen? Dabei ist die Altersbestimmung bei den minderjährigen Flüchtlingen nur eine Facette. Es bleibt die Frage: Wonach will man begrenzen? Das sichere Herkunftsland ist auch etwas Relatives. Das sind alles Themen, die wirklich interdisziplinär sind, für die man aber auch Zeit braucht, um sie zu bearbeiten. Wir haben im Juni als Auftakt eine Debatte zum Thema Migration und Integration geführt, die auch veröffentlicht wird, und wir werden diese Debatte fortsetzen.

Amory Burchard: Hat sich diese große Willkommenskultur, die im Sommer 2015 auch an der Charité aufgenommen ist, bis heute gehalten? Wie ist das ärztliche und pflegerische Personal heute eingestellt in Bezug auf die Einwanderungsgesellschaft, gibt es eine offene Grundhaltung gegenüber den Geflüchteten?

Annette Grüters-Kieslich: Die Medizin ist einfach ein Gebiet, das grundsätzlich auf Hilfsbereitschaft beruht. Es gibt eine große Bereitschaft von jüngeren und auch älteren Medizinerinnen sowie in der Pflege, sich den besonderen Problemen der Flüchtlinge zu widmen. Ich habe auch nicht einmal erlebt, dass irgendjemand dort einen Unterschied gemacht hätte zwischen Berliner Kindern und Flüchtlingskindern. Im Gegenteil, es ist eine große Hilfsbereitschaft und Zuneigung da. Man erlebt – ich sage einmal – Unstimmigkeiten, wenn auch selten, eher zwischen Patienten, wenn sie beispielsweise lange darauf warten müssen behandelt zu werden, weil man sich intensiv um ein Flüchtlingskind kümmert. Da spürt man manchmal gewisse Ressentiments. Aber wir sehen es als unsere Aufgabe, unser Handeln dann zu erklären. Und es hat nie irgendwelche richtigen Zwischenfälle gegeben.

Amory Burchard: Sie und Ihre Kollegen aus der BBAW und der Leopoldina streben auch eine Sammlung von Best Practices an: Wie wurden Wanderungsschübe in der Vergangenheit und in der Gegenwart bewältigt, wie waren die Reaktionen in Staat und Gesellschaft darauf? Wie soll diese Sammlung aussehen?

»Durch das Sammeln und Bündeln wollen wir einen übergreifenden Blick auf die Problematik schaffen.«

Annette Grüters-Kieslich

Annette Grüters-Kieslich: Es ist nicht nur der Blick nach hinten. Wir wollen nicht nur schauen, wie es früher bei großen Wanderungsbewegungen oder gar Völkerwanderungen war. Es ist auch der Blick in andere Länder oder Bundesländer. Wer hat es gut gemacht? Und warum? Was waren die Rahmenbedingungen? Was kann man daraus lernen bei der nächsten Migrationswelle? Was können andere übernehmen? Es geht zum Beispiel um Fragen nach der Unterbringung von Flüchtlingen, Bildungsangeboten, Arbeitsvermittlung, nach der Ausstattung von Flüchtlingen mit minimalen Standards, die in einem Land oder in einer Region gegeben sind. Reicht es, wenn man nur eine Notfallbehandlung für diese Menschen bereitstellt? Brauchen Sie nicht mehr, wenn man weiß, dass sie mehrere Jahre da sind? Gibt es nicht auch Präventionsmaßnahmen, die sinnvollerweise finanziert und durchgeführt werden müssen? Was nützt es, wenn Krankheiten



aufzutreten, die man hätte verhindern können? Das wäre weder ethisch noch ökonomisch sinnvoll.

Amory Burchard: Sammeln Sie Best Practices auch in Bezug auf die Integration auf dem Arbeitsmarkt?

Annette Grüters-Kieslich: Genau. Es sind, wie Sie merken, so viele Themen, dass es wichtig ist, sich fokussieren zu können, damit man tatsächlich fundiert arbeiten kann.

Amory Burchard: Führende Migrations- und Flüchtlingsforscher in Deutschland, darunter Naika Foroutan von der Humboldt-Universität, fordern derzeit die Gründung eines bundesfinanzierten Instituts für Migration. Konkurrieren Sie oder können Sie sich gegenseitig unterstützen?

Annette Grüters-Kieslich: Die Errichtung eines Bundesinstituts ist die richtige Antwort auf die Erkenntnis, dass wir hier eine sehr, sehr langfristige Daueraufgabe vor uns sehen. Wir als Akademie sehen uns komplementär in den Fragen, für die eine besondere Expertise vorhanden ist. Inwieweit man Synergien schafft, wird die Zeit zeigen. Ich denke auch, dass es wichtig ist, die Langfristigkeit des Themas anzuerkennen. Was mich an der öffentlichen

Debatte aufregt, das muss ich fast sagen, ist, dass so viele Menschen im Glauben gelassen werden, dass es jetzt ein Problem mit Flüchtlingen aus Syrien gibt, ein Problem, das man politisch, militärisch oder wie auch immer regeln muss und dann ist es gut. Nein, die Welt ist jetzt so, dass

Menschen sich wegbewegen – aus ganz unterschiedlichen Gründen. Und wir haben ganz neue Rahmenbedingungen. Ein ganz entscheidender Faktor ist: Jetzt haben die Menschen Smartphones und Fernsehen und Internet und sehen, wie es hier ist. Die Menschen sagen sich dann: „Da mache ich mich auf den Weg, da will ich hin“. Das ist anders, als wenn ich nur irgendetwas gehört habe, was letztendlich doch abstrakt ist und vielleicht nicht so stimmt. Aber wenn Menschen diese Bilder sehen, dann hat das eine ganz andere Attraktion.

»Das ist, was jeder von uns machen kann, indem er unangemessenen Haltungen wirklich entgegentritt.«

Annette Grüters-Kieslich

Amory Burchard: Abschließend möchte ich Sie noch fragen, was Sie im Moment ganz persönlich umtreibt zum Thema Flucht. Was motiviert Sie, bereitet Ihnen vielleicht schlaflose Nächte und treibt Sie an, sich zu engagieren?

Annette Grüters-Kieslich: Es sind die täglichen kleinen Erfahrungen, die mir deutlich machen, wie brisant dieses Thema für unsere Gesellschaft ist. Ich will Ihnen nur einen Fall schildern, der mir wirklich schlaflose Nächte bereitet hat. Das ist ein kleiner Junge aus Syrien, der mit seinem älteren Bruder von den Eltern losgeschickt wurde, weil er eine Bluterkrankung hat und die medizinische Versorgung des Kleinen nicht gewährleistet war. Der Kleine ist 13 Jahre alt, sieht aber aus wie ein Siebenjähriger, weil er durch seine schwere Blutarmut auch in der Entwicklung zurück ist. Und dieser arme Junge saß

dann im Bett auf meiner Station als unbegleiteter minderjähriger Flüchtling. Wir haben durch einen Dolmetscher erfahren, dass er mit seinem Bruder gekommen ist und dann kam heraus, dass dieser Bruder während des Aufenthalts in der Unterbringung 18 Jahre alt geworden ist und sofort weggebracht wurde in eine Einrichtung für Erwachsene. Sein kleiner Bruder wurde alleine gelassen. Ein Kommentar, den ich dazu gehört habe, als ich herumtelefoniert habe, war: „Mensch, seien Sie doch froh, dass der Bruder in Berlin ist und nicht in ein anders Bundesland gekommen ist.“ Verstehen Sie, was ich meine? Ich merke einfach, dass diese Nichtwillkommenskultur subtil und manchmal vielleicht gar nicht reflektiert vorhanden ist. Aber man kann auch versuchen, es zu wenden. Ich habe in diesem Fall ruhig geschildert, wie es dem Kind geht und habe gemerkt, wie im Gespräch am anderen Ende des Telefons eine gewisse Änderung eintrat und die Bereitschaft, sich zu bemühen. Ich glaube, das ist, was jeder von uns machen kann, indem er unangemessenen Haltungen entgegentritt, wirklich entgegentritt. Und zwar nicht aggressiv oder boshaft, sondern im Sinne von Aufklärung und Erklären. Damit kann man, glaube ich, schon einiges erreichen.

Amory Burchard: Vielen Dank.

Prof. Dr. Annette Grüters-Kieslich ist Direktorin der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin mit den Schwerpunkten Endokrinologie und Diabetologie der Charité – Universitätsmedizin Berlin. Sie ist Vizepräsidentin der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Dr. Amory Burchard ist Redakteurin im Resort „Wissen und Forschen“ des Tagesspiegels.



NATÜRLICH ANGEPASST ODER KLIMAGERECHT REKONSTRUIERT

EINE INTERDISZIPLINÄRE ARBEITSGRUPPE UNTERSUCHT DIE FOLGEN DES KLIMAWANDELS
FÜR HISTORISCHE GÄRTEN, PARKANLAGEN UND KULTURLANDSCHAFTEN

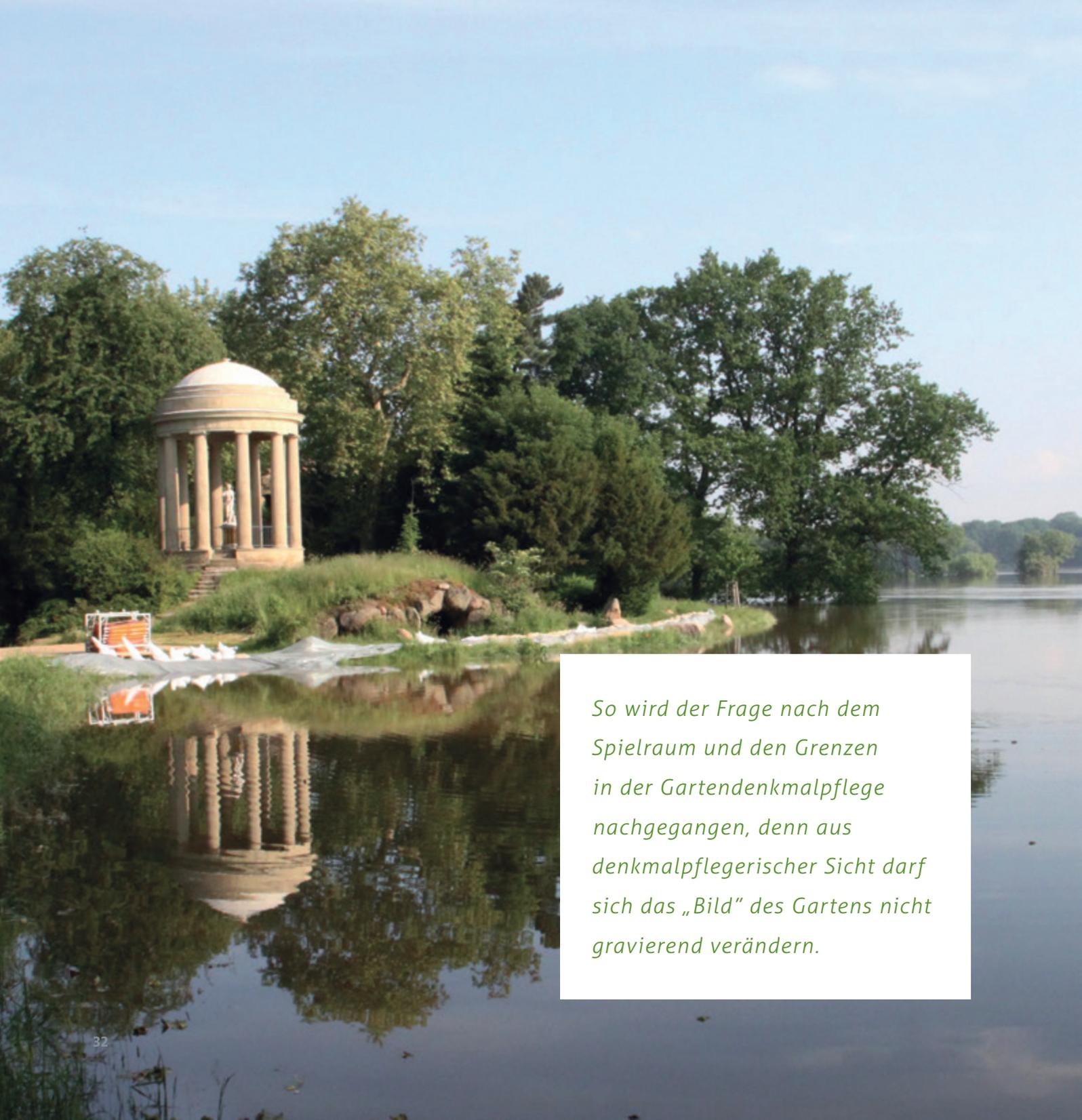
**Von Reinhard F. Hüttl, Christiane Salge
und Bernd Uwe Schneider**

„Wenn die Bewässerung nicht zweckmäßig eingerichtet wird, ist es unmöglich aus dem Sandberg frische Wiesen und üppigen Wald hervorzuzaubern.“ Diese Feststellung stammt nicht aus dem Mund eines frustrierten Gartendenkmalpflegers im 21. Jahrhundert angesichts der zunehmend heißen und trockenen Sommer in Deutschland, sondern aus dem Jahr 1847 von dem berühmten und skurrilen Gartenarchitekten Hermann Fürst von Pückler-Muskau. Er sagte dies angesichts seines Besuchs im frisch angelegten Schlosspark Babelsberg, wo er – die bisherigen Bemühungen seines Kollegen Peter Joseph Lenné kritisierend – die teils vertrockneten Bäume und Sträucher als „dürftig und verkrüppelt“ beschreibt und den Rasen mit „ausgestreuter Asche“ vergleicht. Die Probleme waren damals weniger die heißen Sommer, denn die Qualität der sandigen Böden, die nur wenig Wasser speicherten. Erst mit der Einrichtung eines mit einer Dampfmaschine betriebenen Wasserwerks an der Glienicker Lake gelang es ihm, die umfangreichen Ländereien des späteren deutschen Kaisers Wilhelm II. und seiner Gemahlin Augusta auf dem Babelsberg in einen üppigen Landschaftspark mit altem Baumbestand zu verwandeln. Zudem ließ er vor dem neugotischen Schloss einen stärker gärtnerisch bearbeiteten Bereich mit einem eindrucksvollen grünen Rasenplatz, künstlerisch arrangierten Blumenbeeten, Brunnen und Fontänen anlegen. Die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten in Berlin-Brandenburg verwaltet die malerisch gegenüber der Glienicker Brücke gelegene Babelsberger Gartenanlage. Angesichts der in den letzten Jahren auch regional immer

deutlicher werdenden Anzeichen eines Klimawandels steht sie vor einer großen Herausforderung. Ihrer denkmalpflegerischen Aufgabe gemäß, muss sie die Anlage in ihrem künstlerischen Aussehen bewahren bzw. rekonstruieren. So kämpft sie nicht mehr nur mit den schwierigen Eigenschaften des märkischen Sandbodens und den natürlichen Zyklen von Wachstum und Alterung. Verlängerte Vegetationsperioden und zunehmende Trockenphasen im Frühjahr und Sommer führen zu neuen Problemen: So sind die Blühtermine nachweislich vorverlegt und machen die Pflanzen anfällig für Spätfrost, viele Bäume und Pflanzen sind dem zunehmenden Trockenstress nicht gewachsen und werden anfälliger für (zum Teil neue) Schädlinge oder sterben frühzeitig ab. Die in den letzten Jahren in rascher Folge auftretenden heftigen Stürme führen zu Windwürfen oder starkem Baum- und Astbruch, die kurzen Starkregen füllen die Wasserspeicher im Boden nicht mehr auf und waschen die nur mit hohem ökonomischen Aufwand wiederherzustellenden alten Wegesysteme regelmäßig aus. So wird das derzeit in Babelsberg wiederhergestellte alte Bewässerungssystem die Bäume, Sträucher und Blumenbeete zwar vor dem Vertrocknen schützen, aber die anderen Folgen des Klimawandels werden dadurch bei Weitem nicht beseitigt.

In der schon im 18. Jahrhundert bei Gartenliebhabern berühmten Wörlitzer Gartenanlage in Sachsen-Anhalt, einem der frühesten Landschaftsparks nach englischem Vorbild auf dem europäischen Festland, kämpfen die Gartenverantwortlichen seit Jahrhunderten mit einem ganz anderen Problem – dem Zuviel an Wasser. Seit den sogenannten Jahrhundertfluten, den extremen Hochwassern im Sommer 2002 und 2013, ist die zerstörerische Kraft des Wassers auch der Öffentlichkeit bewusst. Schon 1770/71 vernichteten Elbhochwasser Teile des gerade erst unter Fürst Franz von Anhalt-Dessau neu angelegten Schlossparks in Wörlitz. Die danach neu errichteten Dämme hielten 2002 und 2013 zwar größtenteils, allerdings drückte das Grundwasser von unten in den Park, beschädigte die

Wörlitz, Elbdeich am Venustempel, 2014



So wird der Frage nach dem Spielraum und den Grenzen in der Gartendenkmalpflege nachgegangen, denn aus denkmalpflegerischer Sicht darf sich das „Bild“ des Gartens nicht gravierend verändern.

Wurzeln vieler Altbäume und beeinträchtigt bis heute die Vitalität der Gehölze. Ein 2004 aus diesem Grund gestartetes, aufwendiges wissenschaftliches Projekt der Kulturstiftung Dessau Wörlitz untersuchte erfolgreich den gesamten Gehölzbestand, den Nährstoffgehalt der Böden sowie die Grundwasserdynamik der Gartenanlage, um so den für jede Pflanze nötigen Nährstoffgehalt festzustellen und entsprechend zu steuern. Möglicherweise sind solche Modellprojekte richtungsweisend für die Bewahrung des wertvollen Baum- und Pflanzenbestands in den zahlreichen denkmalgeschützten historischen Gärten Deutschlands.

An diesen beiden Beispielen wird deutlich, mit welchem Spektrum an Inhalten und Problemen sich die Ende des Jahres 2015 gegründete interdisziplinäre Arbeitsgruppe „Historische Gärten im Klimawandel“ beschäftigt. Sie setzt sich aus 23 Mitgliedern zusammen, die aus den Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sowie aus dem Bereich der Gartendenkmalpflege stammen. Zentrales Ziel ist die Beantwortung der Frage, ob und wie historische Gärten, Parkanlagen und Kulturlandschaften, die als denkmalgeschützte Kulturgüter wertvolle Zeugnisse unserer Zivilisation sind, unter den veränderten klimatischen Bedingungen zukünftig fachgerecht bewahrt werden und ihren kulturhistorischen Auftrag entsprechend erfüllen können.

Hierzu bedarf es neben fundierter kunst-, kultur- und sozialhistorischer Basisforschung zu einzelnen Gärten einer in dieser Form erstmaligen, umfangreichen naturwissenschaftlichen Untersuchung zur naturräumlichen Ausstattung – Böden, Wasserverfügbarkeit, Vegetation,

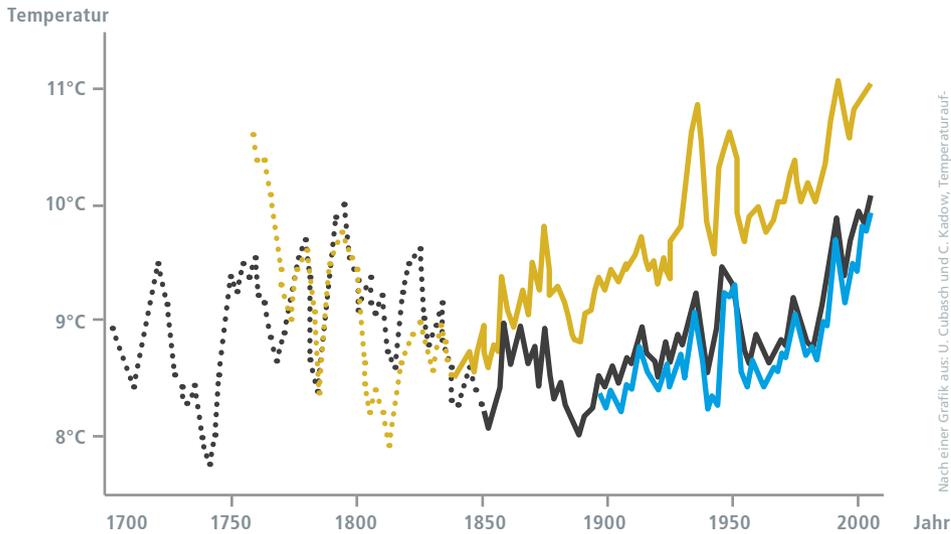
biologische Vielfalt –, um die Klimaresilienz, das heißt die Anpassungsfähigkeit der Vegetation beurteilen und geeignete Schutzmaßnahmen ergreifen zu können. Auf dieser Grundlage werden zum Beispiel Anpassungsmaßnahmen der Fauna abgeleitet. Hierbei spielt der wissenschaftliche Austausch mit der Gartendenkmalpflege und der Gartenpraxis über deren tradierte und aktuelle Erfahrungen mit dem Nachpflanzen und Austausch von Gehölzen oder Pflanzen in den historischen Gärten eine entscheidende Rolle.

Auf der Grundlage einer genauen Untersuchung von vier in Berlin, Brandenburg und Sachsen-Anhalt gelegenen historischen Parks – Berliner Tiergarten und die Schlossparks in Babelsberg, Branitz und Wörlitz – werden in den nächsten zweieinhalb Jahren verschiedenste Themenkomplexe bearbeitet.

So wird der Frage nach dem Spielraum und den Grenzen in der Gartendenkmalpflege nachgegangen, denn aus denkmalpflegerischer Sicht darf sich das „Bild“ des Gartens nicht gravierend verändern. Durch historisch fundierte Rekonstruktionen oder Nachpflanzungen ist zwar vieles machbar, diese Verfahren verursachen allerdings hohe Folgekosten. Wie geht man damit um, wenn die ursprünglichen Pflanzen oder Bäume aus standortkundlichen Verhältnissen nicht mehr angepasst sind, also aufgrund veränderter klimatischer oder anderer Umwelteinflüsse (Grundwassersenkung, Dürre, Schädlinge etc.) die Authentizität der Pflanzen oder eines Teils des Gartens nicht mehr bewahrt werden kann? Hier ist der Austausch zwischen Geistes- und Naturwissenschaften sehr wichtig, um gemeinsam neue kreative Lösungswege für die durch die Klimaeinflüsse stark beeinträchtigten historischen Gärten zu entwickeln.

Ein großer Vorteil der historischen Parks scheint zudem deren biologische Vielfalt zu sein. Der „Dendrologische Atlas“ der Gartenlandschaft in Wörlitz listet zum Beispiel

Wörlitz, Elbdeich am Venustempel während des Hochwassers im Juni 2013



Nach einer Grafik aus: U. Cubasch und C. Kadow, Temperaturaufzeichnungen in Berlin für die letzten 310 Jahre, in: R. Hüttl u.a. (Hg.), Globaler Wandel und Regionale Entwicklung – Anpassungsstrategien in der Region Berlin-Brandenburg, Heidelberg 2011

Entwicklung der Jahresmitteltemperatur für Berlin-Dahlem (schwarz), Berlin-Mitte (gelb) und Potsdam (blau).

In Berlin liegen die weltweit längsten Temperatur-Messreihen vor. Die Werte, die vor der Gründung des Preußischen Meteorologischen Instituts im Jahre 1847 ermittelt wurden, sind gestrichelt dargestellt. Sie können aber wegen ihrer Ungenauigkeit nicht für eine wissenschaftlich fundierte Trendbetrachtung genutzt werden.

über 500 einheimische und exotische Gehölzarten auf. Aufgrund dieser Biodiversität, der extrem vielfältigen Flora und damit auch Fauna, werden sich – so eine These der Arbeitsgruppe –, historische Gärten den klimatischen Veränderungen vermutlich viel besser anpassen können, als die Monokulturen der forstwirtschaftlich, gartenbaulich oder landwirtschaftlich geprägten anderen Kulturlandschaften. Umso bedeutender für Mensch, Natur und Klima dürfte daher der Erhalt dieser künstlich geschaffenen Naturräume sein. Historische Gärten sind für die Naturwissenschaft ein neues Untersuchungsfeld. Aufgrund der hohen biologischen Diversität sind hier neue interessante Ergebnisse im Hinblick auf die Klimadynamik, den Klimawandel und Extremsituationen auf regionaler und lokaler Ebene zu erwarten. Zudem können hier neue Verfahren ausprobiert und gewinnbringend eingesetzt werden: So wird zum Beispiel die

Verlängerte Vegetationsperioden und zunehmende Trockenphasen im Frühjahr und Sommer führen zu neuen Problemen.

Herkunft der oftmals nicht einheimischen Pflanzen durch die Genomforschung bestimmt. Auch zur Erfassung der Gärten und ihrer Schadensbilder ist der Einsatz modernster Technik durch Kartierungen, dreidimensionale Visualisierungen im Computer oder ein permanentes Monitoring des Pflanzenwuchses möglich und mittels moderner Berechnungstechnologien oder neu entwickelter Bodensubstrate können Klimaprobleme gelöst bzw. minimiert werden.

Der Klimawandel führt aber auch zu Veränderungen im Sozialverhalten der Gesellschaft, was sich wiederum auf die historischen Parks auswirkt. So sucht die Stadtbevölkerung

verständlicherweise bei zunehmend heißen Sommern vermehrt in der Natur Entspannung. Die stärkere Nutzung der Landschafts- und Volksparks verursacht aber große Schäden, zum Beispiel durch Müll, Trampelpfade oder Zerstörungen von Pflanzen. Dabei haben diese historischen

Gärten nicht nur einen hohen Freizeitwert, sind Kulturdenkmal und Naturraum, sondern sie erfüllen daneben eine immer wichtiger werdende Aufgabe zur Abkühlung des Mikroklimas in urbanen und suburbanen Räumen. Die skizzierten Probleme durch die öffentliche Nutzung sind allerdings kein Problem des 21. Jahrhunderts. Schon 1867 wird im Babelsberger Schlosspark angesichts von Nutzungsschäden eine Parkordnung erlassen, in der vermerkt ist, dass „das Mitbringen von Hunden“ nicht gestattet sei und „Kinder nur unter Aufsicht und in Begleitung von Erwachsenen den Park besuchen“ dürfen. Außerdem war es nicht erlaubt „außerhalb der Wege zu gehen und den Rasen zu betreten“ und für „Beschädigungen an Pflanzen und Bäumen“ wurde man „streng bestraft“. Eine sozialwissenschaftliche Studie der Universität Hannover aus dem Jahr 2001 hat gezeigt, dass die große Mehrheit der heutigen Besucherinnen und Besucher von historischen Parkanlagen deren kulturellen Wert nicht wertzuschätzen weiß. Sie nutzt die Parks vorwiegend als Aufenthaltsort in der „Natur“ bzw. für Freizeitaktivitäten und verhält sich entsprechend sorglos. Dabei sind die durch falsche

Ein großer Vorteil der historischen Parks scheint deren biologische Vielfalt zu sein.

Nutzung entstandenen Schäden für diese Gärten durchaus ein relevantes Problem, welches – so die Studie – noch vor den Umweltschäden rangiert. Insofern ist es sehr wichtig, ein besseres Bewusstsein für die Bedeutung dieser Kulturdenkmäler und Naturschutzgebiete zu wecken, von denen einige sogar zum UNESCO-Welterbe zählen – so die Berlin-Potsdamer Parklandschaft seit 1990 oder das Gartenreich Dessau-Wörlitz seit 2000.

Die interdisziplinäre Arbeitsgruppe möchte zum einen ein Netzwerk aus Denkmalpflege-, Kultur- und Naturwissenschaften, Zivilgesellschaft und Politik schaffen. Zum anderen sollen durch die Forschungen konkrete Hand-

lungsstrategien für die historischen Gärten entwickelt und zugleich die Öffentlichkeit für die Relevanz dieser Gartendenkmale und die Bewahrung ihrer Authentizität sensibilisiert werden – so dass die von Hermann Fürst von Pückler-Muskau gewünschten „frischen Wiesen und üppigen Wälder“ in den Parks erhalten bleiben.

Prof. Dr. Dr. h. c. Reinhard F. Hüttl ist Wissenschaftlicher Vorstand und Vorstandsvorsitzender des GeoForschungszentrums in Potsdam, Leiter des Lehrstuhls für Bodenschutz und Rekultivierung der BTU Cottbus-Senftenberg, Präsident von acatech – Deutsche Akademie der Technikwissenschaften, Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und Sprecher der interdisziplinären Arbeitsgruppe „Historische Gärten im Klimawandel“.

Prof. Dr. Christiane Salge ist wissenschaftliche Koordinatorin der interdisziplinären Arbeitsgruppe „Historische Gärten im Klimawandel“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Dr. Bernd Uwe Schneider ist Leiter des Wissenschaftlichen Vorstandsbereichs des GeoForschungszentrums in Potsdam und Mitglied der interdisziplinären Arbeitsgruppe „Historische Gärten im Klimawandel“.

FRAGEN AN

GITTA KUTYNIOK



Foto: Pressestelle der TU Berlin

Wie haben Sie die Mathematik für sich entdeckt?

Mathematik hat mir schon in der Grundschule sehr viel Spaß gemacht, und ich habe oft lange mit Begeisterung an Lösungswegen herumgetüftelt. Da ich mütterlicherseits aus einer Lehrerfamilie stamme, stand für mich frühzeitig fest, dass ich Mathematiklehrerin werden wollte. Gleich zu Beginn meines Lehramtsstudiums hat mich aber insbesondere die Exaktheit der Mathematik, wie sie als Wissenschaft an der Universität betrieben wird, fasziniert und begeistert, so dass ich sehr schnell zu einem Diplomstudium für Mathematik gewechselt habe.

Prof. Dr. Gitta Kutyniok ist seit 2016 Ordentliches Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Ihr Fachgebiet ist die Mathematik, ihre Forschungsbereiche sind insbesondere die Angewandte Harmonische Analysis, die Konstruktive Approximationstheorie, das neue Gebiet des Compressed Sensing und die mathematische Datenanalyse. Sie ist Einstein-Professorin an der Technischen Universität Berlin.

Was sind Schwerpunkte Ihrer Forschung und woran arbeiten Sie aktuell?

Ein zentraler Schwerpunkt meiner Forschungstätigkeit ist die mathematische Datenverarbeitung im weitesten Sinne. Diese ist gerade im heutigen Zeitalter ein sehr facettenreiches Arbeitsgebiet. Hierbei werden für Problemstellungen, wie die effiziente Datenakquisition, die Analyse von Daten bezüglich bestimmter charakterisierender Eigenschaften oder die Datenkompression, mathematische Methodiken entwickelt. Deren „Erfolg“ kann innerhalb einer Modellsituation exakt bestimmt werden – eine der Stärken solch einer mathematischen

Fundamental neue Ideen sind allerdings nicht planbar, sondern kristallisieren sich oftmals durch intensives Hineinversetzen in und Arbeiten an einer Problemstellung heraus.

Herangehensweise. Auf der Anwendungsseite beschäftige ich mich derzeit insbesondere mit Signaldaten für den Mobilfunk, Bild- und Videodaten für Magnetresonanztomographie und Elektronenmikroskopie sowie sogenannten hoch-dimensionalen Proteomicsdaten für die Krebsdiagnose.

Welche ist Ihre wichtigste Veröffentlichung?

Als meinen wichtigsten wissenschaftlichen Beitrag, der in einer Reihe von Publikationen entwickelt wurde, sehe ich die Einführung von sogenannten Shearlets.

Hierbei handelt es sich – grob gesprochen – um ein neuartiges „Bausteinsystem“, das eine sehr effiziente und universelle Zerlegung von Bild- und Videodaten liefert. Diese Methodik wurde von mir wie auch von diversen internationalen Forschungsgruppen bereits verwandt, um etwa fehlende Bereiche in Bild- und Videodaten zu rekonstruieren, bestimmte Charakteristika zu extrahieren und eine schnellere Akquisition von Daten in der Magnetresonanztomographie zu ermöglichen.

Wie kommt man als Mathematikerin auf neue Ideen?

Intuition und Kreativität sind in der Mathematik sehr wichtig, und hierfür muss das Umfeld stimmen. Dazu zählen für mich neben Diskussionen mit meinen internationalen Kooperationspartnerinnen und -partnern sowie meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die Teilnahme an Konferenzen und das Lesen von neuen Fachartikeln. Außerdem benötige ich zur Entwicklung neuer Ideen viel zeitlichen Freiraum, in dem ich mich ohne Störungen und Termindruck auf die Forschung konzentrieren kann, wie am frühen Morgen oder am Wochenende. Nur dies ermöglicht es mir, mich tief in ein mathematisches Problem hineinzudenken. Fundamental neue Ideen sind allerdings nicht planbar, sondern kristallisieren sich oftmals durch intensives Hineinversetzen in und Arbeiten an einer Problemstellung heraus; dies kann auch bei einer entspannenden Wanderung im Wald passieren.

Wo sehen Sie neue Herausforderungen und Impulse in der Mathematik der nächsten Jahre?

Die hohe Komplexität von Fragestellungen aus den Anwendungsdisziplinen oder aus der Industrie, wie die Analyse massiver Datenmengen oder die Simulation von komplizierten Prozessen, verlangen nach einem ganzheitlichen, hochgradig interdisziplinären Zugang. Die Mathematik hat hierbei in der Regel eine Schlüsselfunktion, da sie grundlegende Methoden wie Analyse, Modellierung oder Optimierung, einbringt. Solche interdisziplinären Projekte, wie sie beispielsweise an der TU Berlin seit

kurzem unter dem Dach von BIMoS, der Berlin International Graduate School of Model and Simulation based Research, durchgeführt werden, werden in der Zukunft noch stärkere Impulse für die mathematische Forschung bringen. Weitere neue Herausforderungen sehe ich durch die schon erwähnte Verfügbarkeit massiver Datenmengen. Sie wirft die kritische Frage nach der Balance zwischen rein datenbasierten Methoden und auf klassischer Modellierung mittels normalerweise partiellen Differentialgleichungen beruhenden Methoden auf.

Das BBAW-Jahresthema 2017|18 ist der Sprache gewidmet. Welche Rolle spielt Sprache für Sie als Wissenschaftlerin?

Die Sprache ist ein zentraler Bestandteil, um Forschungsergebnisse zu kommunizieren, sowohl in einem Vortrag als auch in einer Publikation. Für mich als Wissenschaftlerin ist dies – selbst in meiner Arbeitsgruppe – fast ausschließlich die englische Sprache. Die Wissenschaftssprache in Fachartikeln ist normalerweise sehr kondensiert, weshalb sie oftmals eher kalt wirkt. Aus diesem

Insbesondere die Exaktheit der Mathematik, wie sie als Wissenschaft an der Universität betrieben wird, fasziniert und begeistert mich.

Was muss gute Wissenschaft leisten können?

Gute Wissenschaft zeichnet sich generell durch genuinen Erkenntnisgewinn aus, der wiederum meist auf innovativen Konzeptentwicklungen oder der Entdeckung neuer Zusammenhänge beruht. Je nach Disziplin kann das unterschiedliche Ausprägungen haben. Gute Wissenschaft auf die Mathematik bezogen kann verschiedene Gesichter haben: Ein Ziel ist, dazu beizutragen, konkrete Anwendungsprobleme zu lösen, indem oftmals mit dieser Intention zunächst innerhalb der Mathematik neue Strukturen und Methodiken geschaffen werden und auf diese Weise die Mathematik selbst auch weiterentwickelt wird. Letztendlich profitiert aber das konkrete Problem oder idealerweise eine gesamte Problemklasse hiervon. Ein weiteres Ziel ist die direkte Weiterentwicklung der Mathematik an sich. Gute Wissenschaft in diesem zweiten Bereich zu erkennen ist hochgradig schwierig, da solche eher abstrakte Forschung oftmals erst nach etlichen Jahrzehnten die notwendigen Grundlagen zur Lösung hochaktueller Probleme liefert. Das zeigte sich eindrucksvoll unter anderem in der Kryptographie.

Grund ist mir bei Fachvorträgen wie auch insbesondere beim Einleitungsteil einer Fachpublikation das Schöpfen aus der Reichhaltigkeit der Sprache sehr wichtig, auch um Kolleginnen und Kollegen für meine Forschung noch mehr zu begeistern.

Was geben Sie jungen Menschen, die sich für Mathematik interessieren, mit auf den Weg?

Mathematik ist nicht nur ein sehr spannendes Forschungsgebiet, sondern auch die Grundlage fast jeder Anwendungsdisziplin. Zudem wird in einem Mathematikstudium intensiv das analytische Denken und systematische Lernen trainiert. Somit hat man als Mathematikerin oder Mathematiker auf dem Arbeitsmarkt exzellente Chancen und kann aus einem so reichen Bouquet von möglichen Berufswegen auswählen, wie es bei kaum einem anderen Studium der Fall ist.



WISSENSCHAFT UND KUNST BEGEGNEN SICH – DER SALON SOPHIE CHARLOTTE

Von Gisela Lerch

Zu Ehren von Königin Sophie Charlotte, der Herzogin von Braunschweig und Lüneburg und späteren Königin von Preußen, lädt die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften alljährlich zu ihrem „Salon Sophie Charlotte“ ein. Auf ihrem Gut Lietzow bei Berlin, dem später nach ihr benannten Charlottenburg, unterhielt Sophie Charlotte freigeistige Salons, die als gesellschaftlicher Treffpunkt für Diskussionen, Lesungen oder musikalische Veranstaltungen eine Gegenwelt zur strengen Preußenetikette bildeten. Zu ihren Gästen gehörte auch Leibniz, den sie in seinem Vorhaben unterstützte, eine Sozietät der Wissenschaften zu gründen. Aus ihr ist nach einer langen und wechselvollen Geschichte die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften hervorgegangen.



Alle Fotos: BBAW, news aktuell, Robert Schliesinger

Akademiepräsident Günter Stock griff im Jahr 2006 die Salon-Idee auf und initiierte mit dem „Salon Sophie Charlotte“ ein weithin einzigartiges Veranstaltungsformat. Einmal im Jahr begegnen sich seitdem im Akademiegebäude am Gendarmenmarkt Wissenschaft und Kunst auf spielerische, unterhaltsame und anregende Weise. In rund 50 parallel stattfindenden Programmpunkten, mit Musik und Performances, mit Lesungen, Gesprächsrunden und Vorträgen, machen die vielen mitwirkenden Akademiemitglieder, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie prominente Gäste die Leibniz'sche Überzeugung erfahrbar, dass Wissenschaft und Kunst keinen Gegensatz bilden, sondern unterschiedliche, aber gleichberechtigte Formen desselben Erkenntniswillens sind. Und das Publikum strömt alljährlich zu diesem besonderen Ereignis: Weit über 2.000 Besucher kommen jeweils am 3. Januarwochenende ins Akademiegebäude.



Jeder „Salon Sophie Charlotte“ hat eine eigene thematische Ausrichtung. Einer war der Frage gewidmet, „Kennen Sie Preußen – wirklich? (2008). Den größten Zustrom hatte zweifellos der Salon 2013 „Die Wissenschaft und die Liebe“. Immer wieder wurden politische Themen aufgegriffen: 2007 mit „Europa im Nahen Osten – Der Nahe Osten in Europa“, 2014 mit „Europa – ein Zukunftsort?“ oder 2016 mit der Leibniz’schen Frage „Leben wir in der besten aller möglichen Welten?“. In dieser Tradition ist auch der „Salon Sophie Charlotte 2017“ zu sehen. Er steht unter dem Titel „Rebellionen, Revolutionen oder Reformen?“ (21. Januar 2017) und fragt danach, ob heute überhaupt noch Revolutionen möglich sind. Und schon jetzt kann verraten werden, dass der „Salon Sophie Charlotte“ am 20. Januar 2018 der „Sprache“ gewidmet sein wird.

EIN PREISTRÄGER IM PORTRÄT



Foto: BBAW, Judith Affolter

DER PHILOSOPH

NICHOLAS RESCHER

AUSGEZEICHNET MIT DER HELMHOLTZ-MEDAILLE

Von Jürgen Mittelstraß

Nicholas Rescher gehört zu den bedeutendsten und einflussreichsten Philosophen unserer Zeit. Sein wissenschaftliches Werk ist nach systematischer Relevanz und Größe einzigartig. Es deckt nahezu alle Bereiche der Philosophie von der Logik über die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, speziell die Wahrheitstheorie, die Methodologie bis hin zur Praktischen Philosophie ab und verbindet auf eine exemplarische Weise das systematische mit dem historischen Wissen der Philosophie. Beispiele für diese Verbindung sind seine Arbeiten zur arabischen Logik, zu Leibniz und zu Kant, mit denen er zugleich auf eine souveräne Weise klassische Formen des philosophischen Denkens mit modernen analytischen Formen versöhnt.

Systematisch leitend ist in Reschers Denken die Konzeption eines pragmatischen Idealismus sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht. Dieser schließt an klassische idealistische Positionen, einschließlich ihres Systemgedankens, an und verbindet sie mit dem Gedanken einer pragmatischen Rechtfertigung. Dem entspricht auch seine Wahrheitskonzeption, in der Rescher ein korrespondenztheoretisches Modell (eine Aussage ‚A‘ ist wahr genau dann, wenn A der Fall ist) mit einem kohärenztheoretischen Modell vereinigt (eine Aussage ‚A‘ ist wahr genau dann, wenn sich ‚A‘ begrifflich und logisch konsistent in einen gegebenen, wiederum begrifflich und logisch konsistenten Zusammenhang, zu dem auch ein System wissenschaftlicher Aussagen gehört, einordnen lässt). Anwendung findet diese Konzeption sowohl in logisch-analytischen als auch in empirisch-wissenschaftlichen Kontexten.

Nicholas Rescher, 1928 in Hagen geboren, studierte nach der aus politischen Gründen erfolgten Flucht seiner Eltern aus Deutschland in die USA Mathematik und Philosophie am Queens College in Flushing N. Y. und an der Princeton University. Nach einer Philosophieprofessur an der Lehigh University lehrt er seit 1961 an der Universität Pittsburgh,

wo er Mitbegründer eines weltweit bedeutenden Zentrums für Wissenschaftstheorie wurde. Ihm ist zu danken, dass nach dem 2. Weltkrieg in der Philosophie sehr schnell wieder persönliche wie institutionelle Kontakte zwischen amerikanischen und deutschen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zustande kamen. Zahlreiche Auszeichnungen, in Deutschland der Alexander von Humboldt-Forschungspreis, die Ehrendoktorwürde der Universität Konstanz, die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse und die ihm von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften verliehene Helmholtz-Medaille für sein philosophisches Lebenswerk, dokumentieren dies auf eine eindrucksvolle Weise. Mit Nicholas Rescher ist noch einmal in einem weiten philosophischen Horizont die Idee des Universalgelehrten in das akademische Leben unserer Zeit getreten.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Dr.-Ing. E. h. Jürgen Mittelstraß
ist emeritierter Ordinarius für Philosophie. Er ist Mitglied der
Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

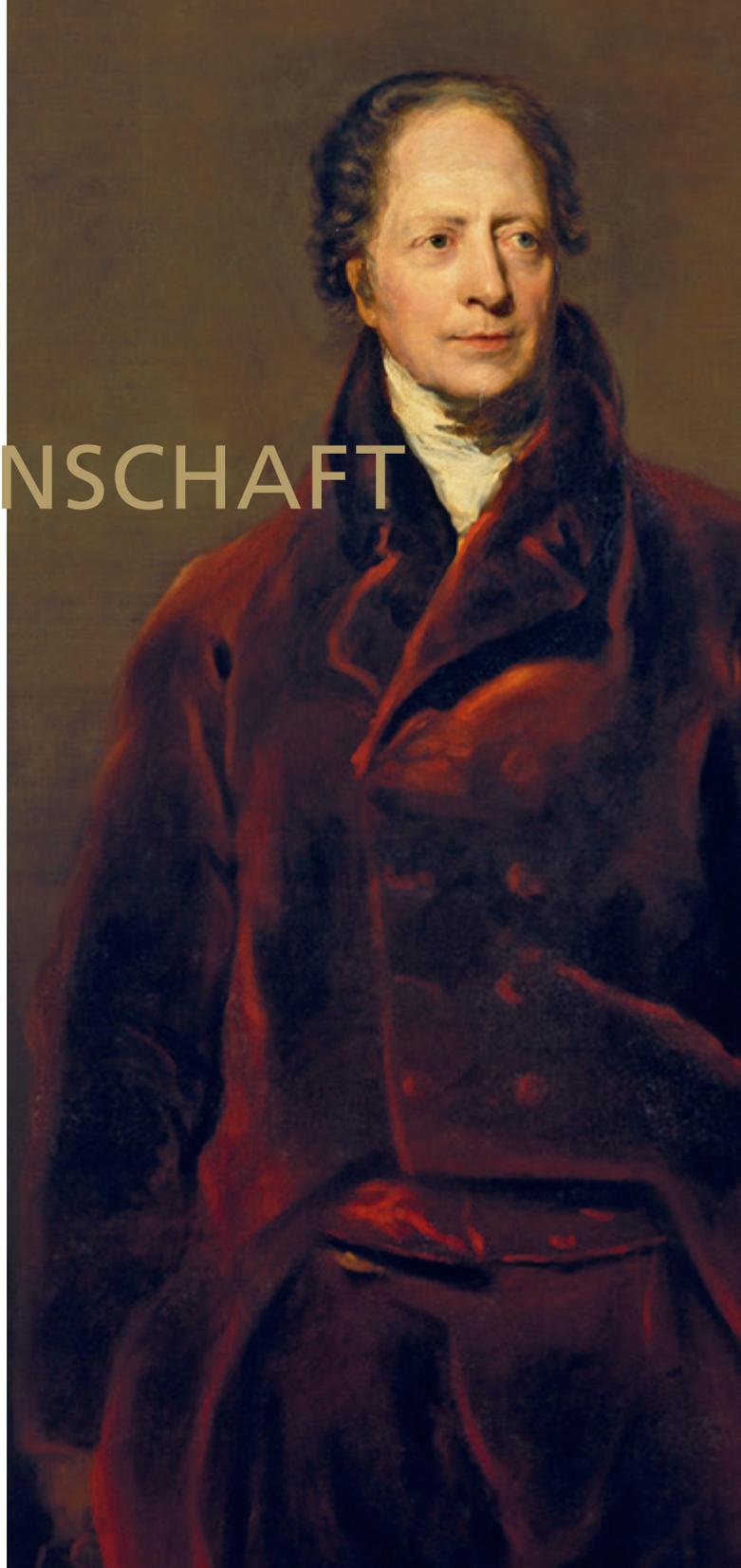
POLITIK UND SPRACHWISSENSCHAFT

EIN PORTRÄT WILHELM VON HUMBOLDTS
ZU SEINEM 250. GEBURTSTAG

Von Jürgen Trabant

**WILHELM, ALEXANDER, CAROLINE
UND PREUSSEN**

Wilhelm von Humboldt wird am 22. Juni 1767 als Sohn des Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt und seiner Frau Marie Elisabeth, geb. Colomb, in Potsdam geboren. Er wächst mit seinem 1769 geborenen Bruder Alexander auf Schloss Tegel bei Berlin auf, wo die Geschwister von verschiedenen berühmten Lehrern unterrichtet werden, unter anderem von Campe, Kunth, Dohm und Engel. Die Brüder beziehen gemeinsam die Universität, folgen dann aber ihren verschiedenen wissenschaftlichen Berufen – Alexander wird bekanntlich ein großer Naturforscher, während Wilhelm sich vorrangig der menschlichen Kultur, dem „Geist der Menschheit“, widmet. Sie bleiben doch zeitlebens auf komplementären Bahnen des Denkens eng miteinander verbunden. Die zweite für das





Wilhelm von Humboldt, Gemälde von Sir Thomas Lawrence, 1828

Leben und Werk von Wilhelm von Humboldt wichtige Bezugsperson ist Caroline von Dacheröden, eine hochgebildete Frau, die er 1791 heiratet. Die Lebens-Gemeinschaft von Wilhelm und Caroline von Humboldt stellt einen einmaligen Versuch der Gestaltung moderner Geschlechter-Beziehung dar, der wegen zahlreicher Trennungen des Paares durch Reisen und Umzüge ausführlich in einem Briefwechsel dokumentiert ist und als gemeinsames Lebens-Werk Caroline und Wilhelm von Humboldts gelesen werden kann.

Finanzielle Unabhängigkeit ermöglicht es Humboldt, den Staatsdienst, in den er eingetreten war, zunächst wieder zu verlassen und an verschiedenen Wohnorten (Erfurt, Berlin, Jena, Paris) und auf Reisen (Norddeutschland, Frankreich, Spanien, Baskenland) seinen individuellen Interessen nachzugehen, sich zu „bilden“, beziehungsweise nach seiner eigentlichen Berufung zu suchen: In freundschaftlicher Verbindung mit dem „klassischen Weimar“, vor allem mit Schiller, aber auch mit Goethe, widmet Humboldt sich der Philosophie, insbesondere der Philosophie Kants, der politischen Theorie, der klassischen Philologie, der Dichtung, der Ästhetik, bis er schließlich den Kern seiner Suche findet: die Sprache. Nach einem langen Paris-Aufenthalt

Die Brüder bleiben zeitlebens auf komplementären Bahnen des Denkens eng miteinander verbunden.

(1797–1801) tritt Humboldt wieder in den Dienst Preußens. Von 1802 bis 1808 ist er Botschafter Preußens in Rom, ein herrlicher Posten, der seine deutsche Italien-Sehnsucht befriedigt, ihn vor allem aber die Antike in lebendiger Anschauung erleben lässt. Nach der Niederlage gegen Frankreich wird Humboldt nach Preußen zurückgerufen. Im Rahmen der durch die Napoleonischen Kriege ausgelösten Reformbemühungen ordnet Humboldt in wenigen Monaten 1809/10 das preußische Erziehungswesen neu. Die Gründung der Berliner Universität 1810 geht auf seinen Antrag zurück.

Obwohl seine Aktivität als Reformator des preußischen Erziehungswesens nur von kurzer Dauer war, ist die Gründung der Universität wohl als Humboldts welthistorische Großtat zu betrachten. Der britische Journalist Peter Watson nennt sie in seinem Buch über den „German Genius“ (2010) „Humboldt’s gift“, und er meint damit Humboldts Geschenk an die Menschheit. Humboldt kombiniert seine Erfahrungen als Student der modernen „Forschungs-Universität“ Göttingen und seine Pariser Beobachtungen

der neuen Wissenschafts-Institutionen der Französischen Republik, insbesondere des „Instituts“, mit seinen Einsichten in die Sprachlichkeit des Menschen: „Immer im Forschen bleiben“ ist die revolutionäre Forderung an die Universität. Das heißt, die Universität ist keine Schule, sondern eine „höhere wissenschaftliche Anstalt“, in der forschende Lehrer ihre in „Einsamkeit und Freiheit“ gewonnenen Einsichten dem Dialog mit den Studenten aussetzen, einem „Zusammenwirken“, in das Wissenschaft „als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem“ notwendigerweise eingelassen ist. Universität basiert auf dem „unabänderlichen Dualismus“ des menschlichen Sprechens und Denkens. Die neue Universität – deren Realität allerdings nicht ganz Humboldts Vorstellungen entsprach – wird ein Modell für die Universitäten der Welt.

Humboldt vertritt dann als Minister Preußen in verschiedenen internationalen Missionen in Wien, Prag, Paris, Frankfurt und London bei der Gestaltung der europäischen Staatenkonfigurationen im Krieg und nach dem Krieg mit Frankreich. Innenpolitisch gerät er zunehmend mit den erstarkenden reaktionären politischen Kräften in Konflikt, so dass er sich Ende 1819 aus der Politik nach Schloss Tegel zurückzieht. Humboldt lässt sein Haus als Ort antiker Kunst von Schinkel klassizistisch umbauen. Dort widmet er sich bis zum Ende seines Lebens ausgedehnten Sprachstudien. Er stellt seine wissenschaftlichen Arbeiten in der Berliner Akademie vor und agiert nur noch bei der Einrichtung des Königlichen Museums in öffentlicher Mission. Caroline, seine ebenbürtige Partnerin, die ihn in allen Dingen des Lebens begleitet und beraten hat – sie war vor allem auch eine wirkliche Expertin für moderne Kunst –, stirbt 1829. Für sie lässt Humboldt die schöne Grabstätte in Tegel errichten, in deren Mitte auf einer hohen Säule die Statue der „Spes“ von Thorwaldsen die Hoffnung auf eine jenseitige Vereinigung des Paares repräsentiert. Wilhelm von Humboldt stirbt am 8. April 1835.

ANTHROPOLOGIE UND VERGLEICHENDES SPRACHSTUDIUM

Es ging Wilhelm von Humboldt schon früh darum, den Menschen zu verstehen, genauer um die konkreten Erscheinungsformen des Menschen und damit um das, was die Zeit „Anthropologie“ nannte (im Gegensatz zur „Philosophie“, die das Universale des Menschseins erfasst). Dies schloss bei Humboldt ausdrücklich die Erkundung des eigenen Ich ein. Erkenntnis des eigenen Ich und „Menschenkunde“ fließen im Ideal der Bildung des Menschen zusammen, in der Aufgabe der „höchsten und proportionirlichsten Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ (GS I: 107). Diese berühmte Formel findet sich in Humboldts politischem Hauptwerk, „Über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates“, in dem er 1792 seine politischen Erfahrungen in Preußen und mit der französischen Revolution verarbeitet, das aber erst 1851, lange nach seinem Tod, im Druck erscheint. Im klassischen Griechenland sieht er die höchste Form menschlicher Kulturentfaltung, für deren Erforschung er 1793 einen systematischen Plan entwirft, den Friedrich August Wolf seiner „Alttertwissenschaft“ zugrunde legt. In den Werken seiner beiden Dichterfreunde Schiller und Goethe begegnet ihm das Wunder menschlicher Kreativität, dem er nachgehen will. Es ist das von Kant ungelöst gelassene Geheimnis der Einbildungskraft. Humboldt denkt seinen vielleicht kühnsten Gedanken, wenn er – eingedenk der Lehre vom Bildungstrieb seines Lehrers Blumenbach – die Einbildungskraft in der Sexualität des Menschen, im erotischen Zusammenspiel des Männlichen und des Weiblichen, verankert. Diese riskanten körperlichen Triebkräfte sind für ihn die Basis auch der höchsten geistigen Kreativität.

Der politischen Kreativität ist er im postrevolutionären Paris auf der Spur, wo die menschlichen Dinge gerade neu geordnet werden. Die große Stadt mit ihren vielfältigen kulturellen Formen ist der angemessene Raum der Humboldt'schen Anthropologie, sofern ihn nicht

„primitive“ Zustände, sondern gerade die höchst entwickelten Formen der Menschheit interessieren.

In Paris ist es auch, wo er dann zum Zentrum der menschlichen Einbildungskraft, zur Sprache, vordringt. Er begegnet dort – zunächst nur in Büchern – der bas-kischen Sprache, die sich zutiefst von den anderen europäischen Sprachen unterscheidet, und er fragt nach den Auswirkungen solch tiefer Sprach-Differenz auf den denkenden Menschen. In kritischer Fortführung der kantischen Philosophie des Geistes – und im Anschluss an Herder – sieht Humboldt, dass die Aktivität der Einbildungskraft wesentlich sprachliche Synthese ist. Der menschliche Gedanke entsteht als Sprache, oder – in den berühmten Formulierungen seines Hauptwerkes: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken“ (GS VII: 53), und sie ist „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen“ (GS VII: 46). Die Bildung des Gedanken in der Sprache ist damit notwendigerweise auch Bildung des Gedanken in einer bestimmten Sprache, die Erzeugung je verschiedenen Denkens in den verschiedenen Sprachen der Menschheit. Was Humboldt kantisch denkt, war schon eine Einsicht von Francis Bacon und John Locke – und eine Katastrophe für deren universalistische Wahrheitsvorstellungen.



Wilhelm von Humboldt,
Relief von Gottlieb Martin Klauer (1796)

Leibniz, der Begründer unserer Akademie, hatte dem philosophischen Lamento über die kognitive sprachliche Verschiedenheit entgegengehalten, dass diese gerade die „wunderbare Vielfalt“ des menschlichen Geistes zeige, die von einer Wissenschaft der Sprache beschrieben werden müsse. Humboldt greift die Leibniz'sche Idee der Beschreibung aller Sprachen der Welt als Wissenschaft des menschlichen Geistes auf und entfaltet deren Grundgedanken in seinen Reden über die Sprache an der Berliner Akademie. Die Akademie-Reden sind die wichtigsten Publikationen Humboldts zu seinen Lebzeiten.

Dem Baskischen, dem Humboldt die Erfahrung tiefer sprachlicher Verschiedenheit verdankt, gelten zwei Forschungsreisen ins Baskenland und seine ersten sprachwissenschaftlichen Analysen. Den verschiedenen „Weltansichten“ oder der „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ ist Humboldt dann sein ganzes Leben lang auf der Spur. Gleichzeitig mit den baskischen Studien plante er eine Darstellung des Griechischen, widmete sich dann aber den amerikanischen Sprachen. Sein Bruder Alexander hatte Grammatiken und Wörterbücher aus Amerika mitgebracht, über die Wilhelm eine Abhandlung für das große Reisewerk Alexanders schreiben sollte. Vom Chinesischen, den ägyptischen Hieroglyphen, dem Sanskrit gelangt Humboldt schließlich zu den austronesischen Sprachen, den „Sprachen der Südsee“, die sein unvollendetes Hauptwerk, „Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java“, behandelt. Die Einleitung, die unter dem Titel „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ posthum 1836 erscheint, enthält die Summe seiner sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Einsichten.

Die Vorträge, die Wilhelm von Humboldt an unserer Akademie hielt, dokumentieren den Weg seines, wie er es nannte, „vergleichenden Sprachstudiums“. Es sind Entwürfe und Kapitel einer anthropologisch-vergleichenden

Linguistik, die auf die strukturelle und synchrone Deskription und Vergleichung der Sprachen der Welt abzielt und nicht wie die historisch-vergleichende Linguistik eines Bopp oder eines Grimm auf die diachrone Entwicklung der Sprachen einer Sprachfamilie. Zwar war die historische Sprachwissenschaft das herrschende Paradigma fast bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, das Humboldt'sche – anthropologische – Paradigma der Sprachwissenschaft war aber das modernere, das erst im 20. Jahrhundert in der deskriptiven Sprachwissenschaft erblühte. Die bleibende Erkenntnis dieser philosophisch grundierten Sprachwissenschaft ist die Einsicht in die fundamentale

Humboldt greift die Leibniz'sche Idee der Beschreibung aller Sprachen der Welt als Wissenschaft des menschlichen Geistes auf.

Sprachlichkeit des menschlichen Denkens, in die unlegbare Präsenz verschiedener Semantiken im Denken und in die damit verbundene poetische Kostbarkeit der Sprachen der Menschheit als bedeutender Schöpfungen des menschlichen Geistes. Sprachwissenschaft hat eine große Aufgabe: „Das Studium der Sprachen des Erdbodens ist also die Weltgeschichte der Gedanken und Empfindungen der Menschheit“ (VII: 602f.). Dies galt vor 250 Jahren und gilt auch heute noch. Und so lohnt es sich, Wilhelm von Humboldt immer wieder neu zu entdecken – nicht nur anlässlich seines Geburtstages.

Prof. Dr. Jürgen Trabant ist Professor emeritus für Romanische Philologie. Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und leitet das Projekt „Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachwissenschaft“.



1. Grönländisch
2. Massachusetts
3. Muhhekaneew
4. Lenni-Lenape
5. Onondaga
6. Tarahumara
7. Cora
8. Otomi
9. Huastekisch
10. Totonakisch
11. Aztekisch (Nahuatl)
12. Mixtekisch
13. Maya
14. Betoï
15. Yarurisch
16. Karibisch
17. Tamanakisch
18. Mosca (Chibcha)
19. Maipure
20. Galibi
21. Omagua
22. Quechua
23. Mbaya
24. Tupi
25. Lule
26. Abiponisch
27. Mocobi
28. Guarani
29. Araukanisch

WILHELM VON HUMBOLDT UND DIE ERFORSCHUNG DER AMERIKANISCHEN SPRACHEN

DAS PROJEKT „WILHELM VON HUMBOLDT: SCHRIFTEN ZUR SPRACHWISSENSCHAFT“
HAT DESSEN AMERIKAWERK VOLLSTÄNDIG EDIERT.

Von Ute Tintemann

„Ich glaube nicht, dass sich jetzt an Einem Ort über Amerikanische Sprachen soviel gedruckte und handschriftliche Hilfsmittel finden, als ich durch nunmehr 25jähriges Sammeln zusammengebracht habe, indess fehlt mir noch viel“, bilanzierte Wilhelm von Humboldt im März 1827 in einem Brief an den preußischen Diplomaten Carl Josias von Bunsen. Während seiner Zeit als preußischer Gesandter in Rom (1802–1808) begann Humboldt, Materialien zu den Indianersprachen Amerikas zu sammeln: Er ließ sich Abschriften von Grammatiken dieser Sprachen aus der Sammlung des in Rom tätigen Jesuiten Lorenzo Hervás y Panduro anfertigen, und sein Bruder Alexander brachte von seiner Amerikareise 12 Grammatiken und Wörterbücher mit. In den folgenden Jahrzehnten vervollständigte Humboldt durch Käufe, Geschenke und durch bestellte Abschriften seine Sammlung an Sprachmaterialien, die weltweit nicht ihresgleichen hatte. Und er sammelte diese Materialien nicht nur, sondern wertete sie auch sorgfältig aus.

Wilhelm von Humboldt interessierte sich für die Sprachen der Welt, kam aber nicht weit in der Welt herum: natürlich auf seine Güter, nach Paris, Rom, auf zwei wichtige Reisen nach Spanien, wo er das Baskische für sich entdeckte, nach London, zu den Gelehrten und ihren Büchern. Die Grammatiken und Wörterbücher, die er sammelte, mussten ihm jedoch die Begegnung mit den Sprachen im lebendigen Gebrauch durch ihre Sprecher ersetzen. Humboldt hat sich der Herausforderung aber gestellt und seine eigenen Sprachstudien auf die Lektüre von sprachbeschreibenden Büchern gegründet. Insgesamt hat er 25 grammatische Beschreibungen von Indianersprachen Amerikas erstellt, die jedoch erst seit den 1990er Jahren publiziert worden sind. 1994 erschien die von Manfred Ringmacher herausgegebene „Mexicanische Grammatik“, das heißt Humboldts Beschreibung des Nahuatl, der heute noch von anderthalb Millionen Menschen gesprochenen Sprache des 1521 untergegangenen Aztekenreiches. Sechs Jahre später folgte, wieder

von Manfred Ringmacher herausgegeben, das monumentale „Wörterbuch der mexikanischen Sprache“, das Humboldts Sekretär Eduard Buschmann nach Humboldts Plänen in drei Sprachen – Nahuatl, Latein, Deutsch – erstellte. Zwischen 2009 und 2013 erschienen dann im Rahmen des von der DFG geförderten Projekts „Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachwissenschaft“ der BBAW Humboldts Studien zu drei nordamerikanischen (2013, hg. von Micaela Verlato), sieben mittelamerikanischen und 14 südamerikanischen Sprachen (2009 und 2011, hg. von Manfred Ringmacher und Ute Tintemann). Nicht nur die Zahl und der Umfang der Sprachbeschreibungen Humboldts variieren in den einzelnen Bänden,

Die Grammatiken und Wörterbücher, die er sammelte, ersetzen ihm die Begegnung mit den Sprachen im lebendigen Gebrauch durch ihre Sprecher.

sondern auch die Qualität der einzelnen Ausarbeitungen. Dies lässt sich am deutlichsten an Humboldts „Südamerikanischen Grammatiken“ ablesen: Die Länge der einzelnen Ausarbeitungen reicht von fünf Seiten zum Omagua, einer kaum dokumentierten, inzwischen ausgestorbenen Sprache von der Grenze zwischen Peru und Brasilien, bis hin zu 112 Seiten zum Quechua, der Sprache des Inka-Reiches. Quechua wurde seit dem 16. Jahrhundert von spanischen Geistlichen grammatisch bearbeitet, und Humboldt konnte drei gute Grammatiken

benutzen: Ihm stand die 1607 gedruckte Grammatik von González Holguín zur Verfügung, die als die beste Quechua-Grammatik der spanischen Kolonialzeit gilt, darüber hinaus eine 1753 gedruckte, die leider einen abgelegenen Dialekt behandelt, und ein von Kennern gelobtes Manuskript, dessen Verfasser, Joaquín Camaño, einer der sprachkundigen Berater von Lorenzo Hervás für Südamerika war. Viel dürftiger gestaltete sich die Dokumentation im Fall des Omagua. Von dieser Sprache gab es gedruckt nur eine Vokabelliste im dritten Band des „Saggio di Storia Americana“ von Filippo Salvatore Gilij, mit der Humboldt wenig anfangen konnte. Im Manuskript hatte Humboldt eine Kopie der Omagua-Grammatik aus der Sammlung von Lorenzo Hervás, sieben Quartseiten, voller abenteuerlicher Abschreibfehler gerade in den Sprachbeispielen.

Warum hat sich Wilhelm von Humboldt überhaupt mit den Indianersprachen diese Mühe gegeben? Gewiss ging es darum, „die Sprachfähigkeit des Menschengeschlechts auszumessen“. Den unmittelbaren Anstoß hat aber doch sein Bruder Alexander gegeben: Er hatte Wilhelm gebeten, als Ergänzung zu seinem Reisewerk einen Text zu den amerikanischen Sprachen zu verfassen. 1812 schrieb Humboldt zwar den „Essai sur les langues du Nouveau Continent“ und drei Grammatikskizzen, und zwar zum Nahuatl, Totonakischen und Otomí, außerdem ein erstes Nahuatl-Wörterbuch, das er sehr schön „Racines mexicaines“ nannte, „mexikanische Wurzeln“. Aber erst ab 1820, also nach seinem Rückzug aus der Politik, befasste er sich intensiv mit den amerikanischen Sprachen. Am 20. Juni desselben Jahres, in seinem ersten Vortrag vor den Mitgliedern unserer Akademie, erläuterte Humboldt seine theoretischen Überlegungen zum vergleichenden Sprachstudium, und er kündigte an, zu den amerikanischen Sprachen eine vergleichende Analyse vorlegen zu wollen. Ziel sei, „die amerikanischen Sprachen in ihrem Zusammenhange zu betrachten, ihren Bau darzustellen und mit dem Bau der übrigen Welttheile zu vergleichen“.



Titelblatt von Humboldts Quelle zur Beschreibung des Totonakischen (Mexiko): Joseph Zambrano Bonilla, Arte de Lengua Totonaca (1752)

Doch auch dieses Projekt blieb ein Fragment, wie der jüngst erschienene Band „Einleitende und vergleichende amerikanische Arbeiten“ (2016, hg. von Manfred Ringmacher) dokumentiert. Aber der in dem Band publizierte Aufsatz „Inwiefern lässt sich der ehemalige Kulturzustand der eingeborenen Sprachen Amerikas aus den Ueberresten ihrer Sprachen beurteilen?“ und das Fragment „Untersuchungen über die amerikanischen Sprachen“ vermitteln zumindest einen Eindruck, wie die vergleichende Studie hätte aussehen können. Das Fragment

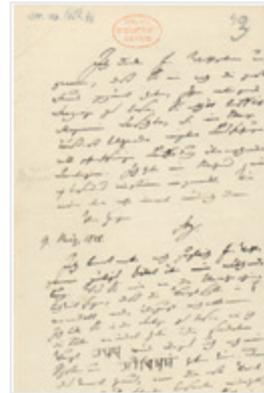
endet mit der Überschrift „Buchstaben“ denn Humboldt hatte vor, in einem ersten Schritt die Laute der amerikanischen Sprachen vergleichend zu beschreiben. Die „Vergleichende Tabelle der Buchstabenlaute“ nebst Erläuterungen ist das Ergebnis dieses Versuchs. Sie zeigt, wie schwer es Humboldt fiel, aus den nur schriftlichen und häufig unvollständigen Sprachbeschreibungen der amerikanischen Sprachen einzelne Phoneme zu ermitteln. Ein verbindliches System zur Beschreibung von Sprachlauten wie das 1886 erstmals erschienene „Internationale

phonetische Alphabet“ (IPA) stand ihm nicht zur Verfügung. Humboldt beklagte sich selbst: „Den grössten und unangenehmsten Kampf hat der Sprachforscher mit dem Aufsuchen der wahren Laute einer fremden Sprache aus der oft so mangelhaften und unbestimmten Bezeichnung derselben zu bestehen.“

Insgesamt hat Humboldt 25 grammatische Beschreibungen von Indianersprachen Amerikas erstellt.

Der Band „Einleitende und vergleichende amerikanische Arbeiten“ ermöglicht es, Humboldt beim Arbeiten über die Schulter zu schauen: Die in dem Band abgedruckten landeskundlichen und sprachvergleichenden Materialsammlungen (Kollektaneen) liefern Einblicke in seine Arbeitsweise und seine Exzerpte erweisen sich immer wieder als Vorstufen zu späteren Ausarbeitungen. Besonders interessant ist, dass Humboldt dem „Mexicanischen“ (Nahuatl) offenbar unter allen von ihm untersuchten amerikanischen Sprachen den höchsten Wert zuschrieb und diese Sprache als Folie für seine Vergleiche benutzte. Das heißt, es ist die Sprache, die ihm, ähnlich wie das Griechische unter den europäischen, als die formbegabteste unter den amerikanischen Sprachen erschienen sein muss.

Mit der Veröffentlichung von Humboldts „Einleitenden und vergleichenden amerikanischen Arbeiten“ konnte die Edition der Abteilung „Amerikanische Sprachen“ des von der DFG geförderten Editionsprojekts „Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachwissenschaft“



Wilhelm von Humboldts
„Südamerikanische Grammatiken“,
herausgegeben von Manfred
Ringmacher und Ute Tintemann
(2011)

der BBAW abgeschlossen werden. Um Humboldts Leistungen bei der linguistischen Beschreibung der amerikanischen Sprachen würdigen zu können, waren die Fachkenntnisse zahlreicher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler erforderlich, die die Edition einzelner Grammatiken jeweils aus ihrer disziplinären Perspektive übernommen haben. Stellvertretend seien an dieser Stelle Willem Adelaar, Christine Dümmler, Michael Dürr, Micaela Verlato und Raoul Zamponi genannt, die jeweils gleich mehrere Grammatiken für die einzelnen Bände kommentiert haben.

Dr. Ute Tintemann betreut seit November 2010 als wissenschaftliche Referentin die interdisziplinären Arbeitsgruppen der BBAW. Von 2004 bis 2010 war sie Arbeitsstellenleiterin des von der DFG geförderten Projekts „Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachwissenschaft“ der BBAW und im Rahmen dieses Projekts mit Manfred Ringmacher Herausgeberin der Abteilung „Amerikanische Sprachen“.



»WENN ALLES JEDERZEIT ÜBERALL VERFÜGBAR IST«

ÜBER OPEN ACCESS IN DER WISSENSCHAFT

Andreas Schmidt im Gespräch mit dem Akademiepräsidenten Martin Grötschel

Andreas Schmidt: Herr Professor Grötschel, Sie sind seit Langem ein glühender Befürworter des Open Access, des freien Zugangs zu wissenschaftlichen Publikationen. Wann und wodurch ist das Thema für Sie virulent geworden? Gab es so etwas wie ein Schlüsselerlebnis?

Martin Grötschel: Nein, es gab kein Schlüsselerlebnis. Mir ist Anfang der 1990er Jahre bewusst geworden, dass das World Wide Web und die damit verbundenen modernen Technologien die bis dahin unvorstellbare Möglichkeit

eröffnen, jedem jederzeit Zugang zu Publikationen zu verschaffen. Unter diesen Gegebenheiten ist es ganz natürlich, sich dafür einzusetzen, dass die gesamte wissenschaftliche Literatur öffentlich elektronisch über das Internet verfügbar wird.

Andreas Schmidt: Welche sind für Sie die entscheidenden Vorteile des Open Access gegenüber dem sogenannten Closed Access, der alle Nutzungsrechte an einen Verlag abtretenden Publikation?



Martin Grötschel: Ich denke, man muss selbst Open-Access-Skeptikern nicht erklären, welche Vorteile die freie Verfügbarkeit von wissenschaftlichen Erkenntnissen für die Allgemeinheit mit sich bringt. Ein großer technischer Vorteil des elektronischen Publizierens ist, dass man mit Algorithmen über sehr große Datenmengen nach Schlagworten, Autoren, Konzepten et cetera suchen und derartige Daten bearbeiten kann. Auch die internationale Vernetzung von Wissensbeständen wird dadurch möglich.

Dies geht allerdings nur dann, wenn das „abzusuchende Material“, wenn also alles jederzeit überall verfügbar ist.

Bevor es zu Missverständnissen kommt: Ich erwarte, dass staatlich alimentierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Publikationen frei verfügbar machen. Dies gilt nicht für Personen, die mit Publikationen ihren Lebensunterhalt verdienen, wie Journalisten, Autoren oder Filmemacher.

Andreas Schmidt: Beschleunigt die freie Verfügbarkeit auch die Wissenschaft? Entstehen dadurch schneller neue Erkenntnisse?

Martin Grötschel: Ja natürlich, das geschieht, weil alle Beteiligten sehr viel schneller an neue Informationen kommen und diese verwenden können. Mit Alert-Systemen wird man z. B. über neue Artikel informiert. In Fächern, in denen Schnelligkeit besonders wichtig ist, zum Beispiel Teilchenphysik, Informatik, Biologie oder Medizin –, wo ein neues Experiment Anlass zu neuen Theorien geben kann, ist der einzig vernünftige Weg, Informationen sofort elektronisch zu verteilen.

Andreas Schmidt: Wird durch die schiere Masse der Informationen, die zur Verfügung stehen, nicht alles auch unüberschaubar?

Martin Grötschel: Früher saß ein Wissenschaftler vor einem winzigen Hügel bestehend aus Information auf Papier, welches für ihn verfügbar war. Dieser Hügel war überschaubar, und der Forscher hatte das Gefühl, sein Fachgebiet zu überblicken. Es war damals im Prinzip unmöglich, den gesamten Berg der verfügbaren Information zu einem Fachgebiet zu kennen. Durch Open Access und elektronische Suchverfahren kann jetzt unvergleichbar viel mehr Information erfasst werden. Das führt unter Umständen zu Unüberschaubarkeit. Man kann aber lernen, damit umzugehen. Diese Situation ist erheblich vorteilhafter als die Illusion des vorhandenen Überblicks.

Andreas Schmidt: In der Wissenschaft ist Open Access schon fast Konsens. War es leicht, für das Thema Verbündete zu finden, oder sind Sie anfänglich auf großen Widerstand gestoßen?

Martin Grötschel: In Fächern wie der Mathematik oder der theoretischen Physik besteht Konsens darüber, dass wissenschaftliche Veröffentlichungen jedem zugänglich

sein sollen. Proprietäre Forschung ist äußerst selten; Patente gibt es – im Prinzip – in der Mathematik nicht, und die Tricks, diese Regeln zu umgehen, sind verpönt. In den frühen 1990er Jahren sind bereits Initiativen von wissenschaftlichen Fachgesellschaften zur elektronischen Informationsversorgung entstanden, die die Idee des Open Access entwickelt haben. Doch damals gab es noch zu viele Widerstände durch die verschiedensten „Spieler“ im Publikationssystem. Diejenigen, die vermutlich etwas zu verlieren haben, sind natürlich gegen Systemänderungen. Das ist schon zwanzig Jahre her, und jetzt ist die Zeit gekommen, dass sich Open Access durchsetzt. Ich bin froh darüber, dass nunmehr einige Bundesländer und das BMBF diesbezüglich initiativ geworden sind.

»Ich erwarte, dass staatlich alimentierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Publikationen frei verfügbar machen.«

Martin Grötschel

Andreas Schmidt: Was konnten Sie bisher erreichen – nicht nur in Ihrem Amt als Akademiepräsident, Sie waren vorher lange Zeit Präsident des Konrad-Zuse-Zentrums für Informationstechnik? War es Ihnen in diesem Amt möglich, Open Access voranzubringen? Was würden Sie als Ihre Erfolge bezeichnen?

Martin Grötschel: Das Thema war nie mein „Hauptamt“. Damit habe ich mich immer nur nebenbei beschäftigt, weil ich es für richtig und wichtig halte. Ich habe versucht, Verbündete zu finden, und das ist weltweit gelungen. Wenn man so will, habe ich als Propagandist gewirkt,

unter anderem in meiner früheren Funktion als Generalsekretär der International Mathematical Union, und an der Umsetzung mitgearbeitet. Das haben weltweit auch viele andere gemacht. Gemeinsam ist es gelungen, dass Open Access jetzt in der Wissenschaft ganz überwiegend unterstützt wird und höchste politische Aufmerksamkeit erreicht hat.

»Durch Open Access und elektronische Suchverfahren kann jetzt unvergleichbar viel mehr Information erfasst werden.«

Martin Grötschel

Andreas Schmidt: Sie haben mit Staatssekretär Steffen Krach die Arbeitsgruppe des Berliner Senats geleitet, die 2015 eine Open-Access-Strategie für das Land Berlin erstellt hat. Sie haben es schon erwähnt, vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gibt es eigene Strategien. Werden die Open-Access-Bestrebungen der Wissenschaft von der Politik rückhaltlos unterstützt?

Martin Grötschel: Die ersten beiden Bundesländer, die Open-Access-Strategien hatten, waren Baden-Württemberg und Schleswig-Holstein. Berlin hat „nachgelegt“ und eine ausgefeilte und umfangreiche Strategie verabschiedet. Der Grundstein hierfür wurde in unserer Akademie gelegt. Die interdisziplinäre Arbeitsgruppe – IAG – der BBAW zur „Zukunft des wissenschaftlichen Kommunikationssystems“ befand sich zum Zeitpunkt der Gründung der Open-Access-AG gerade in ihrer Endphase. Der Koordinator der IAG, Niels Taubert, war durch die IAG-Aktivitäten perfekt für die Ausarbeitung des Entwurfs der Berliner Open-Access-Strategie vorbereitet. Aus seinem Entwurf ist dann in Absprache mit vielen

Beteiligten die Berliner Open-Access-Strategie entstanden, die vom Senat und von allen Parteien im Abgeordnetenhaus unterstützt wird.

Man sollte fairerweise hinzufügen, dass der Erstellungsprozess durch die Piraten-Partei initiiert worden war, die im Abgeordnetenhaus immer wieder die Entwicklung einer Open-Access-Strategie gefordert hatte.

Inzwischen sind wir auf dem Weg der Umsetzung. Am 1. September 2016 wurde das Open-Access-Büro an der FU Berlin installiert. Es arbeitet unter anderem darauf hin, dass Open-Access-Strategien in allen wissenschaftlichen Einrichtungen Berlins koordiniert entwickelt werden. In der Akademie werden wir dies in naher Zukunft angehen.

Andreas Schmidt: Wo liegen denn die größten noch zu überwindenden Schwierigkeiten, um Open Access als das Standardmodell des wissenschaftlichen Publizierens zu etablieren?

Martin Grötschel: Große Schwierigkeiten bereiten natürlich die Wissenschaftsverlage, die um exorbitante Gewinne – zum Teil 30 bis 40 Prozent vom Umsatz – fürchten und deren Geschäftsmodell sich ändern muss. Im Augenblick verdienen sie durch ihre Open-Access-Aktivitäten zum Teil doppelt – sogenanntes Double Dipping; die Details will ich hier nicht erklären. Einige Verlage haben in verschiedenen Bereichen Oligopole oder Quasi-Monopole aufgebaut, gegen die man schwer ankommt. In Deutschland wird derzeit mit dem Projekt DEAL ein Gegengewicht aufgebaut, auch das kann ich hier nicht mit wenigen Worten erläutern. Niemand will Verlage abschaffen, wir müssen uns aber dagegen wehren, dass öffentlich bezahlte Arbeit in private Profite umgemünzt wird. Verlage sollen angemessen für die von ihnen tatsächlich erbrachten Dienstleistungen bezahlt werden.



Die Gemengelage ist jedoch sehr kompliziert, daher empfehle ich zur Lektüre den von Niels Taubert und Peter Weingart herausgegebenen Sammelband der bereits erwähnten BBAW-IAG mit dem Titel „Wissenschaftliches Publizieren. Zwischen Digitalisierung, Ökonomisierung und medialer Beobachtung“.

Andreas Schmidt: Aber bisher hat die Wissenschaft oder haben die einzelnen Wissenschaftler auch von dem

Renommee der Verlage profitiert. Die Verlage sind ein wichtiger Player im Wissenschaftssystem gewesen und sind es noch.

Martin Grötschel: Verlage haben zweifellos eine wichtige und auch positive Rolle in der Wissenschaft gespielt. Aber die Welt hat sich geändert, und darauf müssen wir reagieren. Es bleibt eben nicht alles, wie es ist. Mich verwundert die Haltung einiger Kollegen, die behaupten, dass Bücher

im Verlag X besser seien als Bücher im Verlag Y und dass sie deshalb nur in X publizieren können und daher dort alle – zum Beispiel im Sinne des Open Access unvorteilhaften – Konditionen des Verlags akzeptieren. Dass manche Verlage bessere Qualität publizieren als andere, weiß ich auch. Aber die Qualität eines Buches hängt vom Autor ab, nicht vom Verlag. Mit mehr Selbstbewusstsein ausgestattet, ist ein Verlagswechsel oder der Wechsel zu einer Open-Access-Publikation machbar. Nüchtern betrachtet ist erkennbar, dass man sich hier einfach in eine Marketingfalle hineinbewegt hat.

»Ist denn die Qualität der wissenschaftlichen Publikationen nach wie vor sichergestellt?«

Andreas Schmidt

Andreas Schmidt: Ist denn die Qualität der wissenschaftlichen Publikationen nach wie vor sichergestellt? Das wird von den Gegnern der Open-Access-Strategie angezweifelt. Sie befürchten, dass sich die Masse der Publikationen erhöhen wird und dies sogar mit einem Qualitätsverlust einhergeht.

Martin Grötschel: Diese Behauptung ist schlicht und einfach falsch. In den meisten Fächern spielen Verlage bei der Qualitätssicherung von wissenschaftlichen Artikeln so gut wie keine Rolle. Ich bin bisher bei ungefähr zwanzig wissenschaftlichen Zeitschriften als Mitherausgeber oder in ähnlicher Funktion tätig gewesen. In allen Fällen wurden Begutachtungen allein von Wissenschaftlern vorgenommen, die Verlage haben sich um inhaltliche



Aspekte nicht gekümmert. Qualitätssicherung kann im Open Access genauso gut – oder schlecht – durchgeführt werden wie bei Subskriptionszeitschriften.

Es stimmt allerdings, dass die Anzahl der Publikationen wächst. Das hat viele Gründe: Es gibt einfach weltweit mehr Wissenschaftler; wissenschaftliche Erfolgsmessung basiert häufig auf Publikationszählungen; ohne Veröffentlichungen gibt es keine Karriere; Wissenschaftler stehen unter hohem Publikationsdruck et cetera.



Das alles hat nichts mit Open Access zu tun. Und da heute praktisch jeder Veröffentlichungen ins Netz stellen kann, ist es ganz einfach, in dieser Form Paper bereitzustellen. Qualitätsgesichert ist das nicht unbedingt. Mit diesem Zuwachs muss sich die Wissenschaft beschäftigen, egal, welches Publikationsmodell verfolgt wird.

Es gibt auch Wissenschaftler, die herkömmliche Begutachtungssysteme ignorieren und trotzdem Weltklasseergebnisse liefern. Ein bekannter Fall ist der Beweis der

Poincaré-Vermutung durch Grigori Perelman. Perelman veröffentlichte seine sich über mehrere Publikationen erstreckende Beweiskette im Online-Preprint-Dokumentenserver arXiv und reichte die Arbeiten nicht bei Zeitschriften ein. Er wurde dafür mit höchsten Mathematikpreisen geehrt, lehnte die Annahme der Auszeichnungen jedoch ab.

»In den meisten Fächern spielen Verlage bei der Qualitätssicherung von wissenschaftlichen Artikeln so gut wie keine Rolle.«

Martin Grötschel

Im Wissenschaftssystem werden derzeit Modelle diskutiert und experimentell ausprobiert, um Wissenschaftler dazu zu bringen, substantielle Publikationen zu produzieren und der Versuchung zu widerstehen, Resultate in kleine Teile zu zerlegen und diese einzeln zu veröffentlichen, um ihre Publikationszahl zu erhöhen. Ein Weg ist zum Beispiel bei Bewerbungen, Anträgen und Ähnlichem zu verlangen, nur die fünf oder zehn wichtigsten Paper – und keine weiteren – einzureichen.

Durch hohes Publikationswachstum gerät das Qualitätssicherungssystem unter Stress, da nicht mehr ausreichend viele Gutachter gefunden werden können. Auch dieses Problem ist unabhängig davon, ob Open Access oder anders publiziert wird. Open Peer Reviewing, wo jeder offen seine Meinung zu einem Paper sagen darf, scheint nicht erfolgreich zu sein. Das anonyme Reviewing ist aus meiner Sicht der einzige Weg, auch in Zukunft verlässliche Meinungen zu bekommen. Hier sucht der zuständige

Herausgeber zwei oder drei Gutachter aus, bewertet deren Empfehlungen und entscheidet dann über die Annahme oder Ablehnung, ohne dass dem einreichenden Autor bekannt wird, wer begutachtet hat. Dieses Verfahren sollte man beibehalten.

Andreas Schmidt: Es wird über verschiedene Open-Access-Publikationsvarianten diskutiert, der sogenannte grüne Weg und der goldene Weg. Worum geht es dabei und welchen Weg favorisieren Sie? Oder gibt es Alternativen zum grünen und goldenen Weg?

»Die Zukunft der Editionsprojekte der Akademie ist digital.«

Martin Grötschel

Martin Grötschel: Die Frage ist hierbei, wer für die Publikationen bezahlt. Im jetzigen System reicht man einen Artikel bei einer Zeitschrift ein, der Autor hat dabei keine Kosten. Der Verlag verkauft die Zeitschrift an seine Kunden, die also für das Lesen bezahlen. Beim Green Open Access bleibt das ganze System so, wie es ist, nur nach einer vom Fachgebiet abhängenden Zeitspanne werden die Artikel öffentlich zugänglich gemacht. Solange wir noch Subskriptionsmodelle haben, ist das schon einmal etwas Vernünftiges, ein erster Schritt. Wenn man das Lesen nicht mit Geld bezahlen kann oder will, bezahlt man mit Wartezeit auf den Zugriff. Ich habe Green Open Access praktiziert, seit ich die Möglichkeit dazu hatte, und habe alle meine Paper, die veröffentlicht wurden, eingescannt und auf meiner eigenen Website verfügbar gemacht.

Die Idee des Gold Open Access ist, dass der Autor die Publikation bezahlt. Ob das vernünftig ist, wird intensiv diskutiert. Ich halte es nicht für unsinnig, denn die Forschung des Autors wird in der Regel auch bezahlt, zum Beispiel durch die Universität oder einen Drittmittelgeber. Daher kann bei der Projektplanung von vornherein ein angemessener Betrag für die Veröffentlichung vorgesehen werden. Druckkostenzuschüsse etwa gibt es bei den Geisteswissenschaften schon lange. Das ist aus einem einfachen Grund nicht unfair: Die überwiegende Mehrheit der Lesenden sind aktiv am wissenschaftlichen Prozess teilnehmende Personen, die ebenfalls publizieren und somit auch in das Publikationssystem einzahlen. Hinzu kommt, dass dann vielleicht nicht mehr ganz so viel publiziert wird. Denn wenn es ein festes Publikationsbudget gibt, schreibt man vielleicht nur drei hochwertige Paper und nicht zehn mit Teilresultaten. Es gibt aber sicher einige andere denkbare Varianten und so wird der Weg nicht unbedingt golden, sondern platin- oder silberfarben oder sonst etwas sein.

Andreas Schmidt: Als Argument für Open Access wird oft angeführt, dass jedermann Zugang zu wissenschaftlichen Erkenntnissen erhält, dass die Wissenschaft gegenüber der Gesellschaft geöffnet wird.

Müsste aber dafür nicht Open Access in einer viel weiteren Dimension als in der technischen und urheberrechtlichen begriffen werden? Oder geht es bei Open Access doch „nur“ um den innerwissenschaftlichen Diskurs?

Martin Grötschel: Das sind viele Anmerkungen auf einmal. Der erste Punkt: Bei Open Access geht es im Augenblick nur um den innerwissenschaftlichen Diskurs und um nichts anderes. Hier wird so veröffentlicht, dass der Inhalt im eigenen Fachgebiet verstanden wird. Dass andere die Veröffentlichungen auch verstehen können, soll natürlich nicht „verboten“ sein. Ich habe zum Beispiel sehr viel in ingenieur- und wirtschaftswissenschaftlichen Zeitschriften

gelesen und Informationen aufnehmen können, die für mich wichtig waren.

Der zweite Punkt: Was ist mit der allgemeinen Öffentlichkeit? Für Laien Wissenschaft aufzubereiten, hat im engeren Sinn mit dem Open-Access-Gedanken nichts zu tun. Es ist aber fraglos wichtig, auch daran zu denken. Und hier gibt es mehrere Stufen der Informationsvermittlung.

Erstens, Wissenschaftler schreiben selber zusammenfassende Übersichtsartikel für Wissenschaftler des eigenen Fachs, um ihnen das zeitraubende Studium umfangreicher Literatur zu ersparen und auf Highlights hinzuweisen.

Zweitens, Wissenschaftler schreiben für Wissenschaftler anderer Fachrichtung in deren Terminologie und deren Fachkenntnisse voraussetzend, um diese über neue für sie vielleicht interessante Entwicklungen zu informieren.

Drittens, Wissenschaft wird für den „Laien“ aufbereitet, wobei es da ja auch viele verschiedene Zielgruppen gibt – angefangen vom fachkundigen Hobby-Wissenschaftler bis hin zum Grundschüler.

Die ersten beiden „PR-Aktivitäten“ sehe ich als „normale“ wissenschaftliche Arbeit an. Die Darstellung komplexer wissenschaftlicher Ergebnisse für die allgemeine Öffentlichkeit ist schwierig; nach meiner eigenen Erfahrung können das gute Wissenschaftsjournalisten besser als Wissenschaftler selbst. Und von Journalisten erwarte ich natürlich nicht, dass sie Open Access publizieren.



Erwähnen möchte ich hier Aktivitäten von wissenschaftlichen Einrichtungen für die breite Öffentlichkeit, die nichts mit Open Access zu tun haben, die ich aber für ausgesprochen wichtig halte. Die BBAW präsentiert zum Beispiel in ihrem Hause, was Wissenschaft ist, wie Wissenschaft funktioniert, welche Ergebnisse es gibt und welche Relevanz diese haben. Wir machen das durch eine Vielzahl von Vortragsveranstaltungen, Panels oder unser Flaggship, den Salon Sophie Charlotte.

Andreas Schmidt: Ich würde gerne noch weiter auf die Akademie zu sprechen kommen. Welche Impulse können von der BBAW zu Open Access ausgehen oder gehen schon von ihr aus? Sie haben bereits die Arbeit der interdisziplinären Arbeitsgruppe zum wissenschaftlichen Kommunikationssystem und ihren Beitrag zur Erstellung der Berliner Strategie genannt.

Martin Grötschel: Ich möchte, dass alles, was in der BBAW – und den anderen staatlich finanzierten Akademien – zum Beispiel an Editionen und Wörterbüchern produziert wird, öffentlich zugänglich wird. Alles, was die Akademien mit hohen Fördermitteln über hunderte von Personenjahren erstellt haben, darf nicht nur in gedruckten Büchern mit sehr geringen Auflagen „verschwinden“. Die Ergebnisse sind dafür ganz einfach zu wertvoll! Sie müssen breiten Kreisen von Interessierten frei und nutzerfreundlich verfügbar gemacht werden. Und dafür brauchen wir Digital Humanities Data Centers.

»Wenn man keine Träume, Ziele oder Visionen formuliert, wird man nie vorankommen.«

Martin Grötschel

Die Einrichtung eines solchen Zentrums kann eine Akademie nicht alleine stemmen. Wir müssen in gemeinsamen Anstrengungen Erstellungs-, Publikations- und Zugriffsstandards entwickeln, dauerhaft pflegen und dafür sorgen, dass sich alle Beteiligten an die Standards halten. Das geht, Mobilfunkgeräte sind ein gutes Beispiel dafür! Aber im Wissenschaftsbereich ist diese Idee noch nicht durchgängig akzeptiert. Die Gründe dafür sind vielfältig und manchmal verständlich. Die BBAW ist jedenfalls dazu bereit, sich auf diesem Feld zu engagieren. Ein Beispiel: Wir möchten ein Zentrum für Digitale Lexikographie der deutschen Sprache errichten und verhandeln hierzu derzeit mit den anderen Akademien, die auch deutsche Wörterbücher erarbeiten, und weiteren Partnern, die auf diesem Themenfeld tätig sind. Ich hoffe, wir haben Erfolg, überzeugen die potentiellen Mitstreiter und finden dafür die notwendige Finanzierung. Ähnlich kann

man mit unseren Editionsvorhaben vorgehen. Auch hier gibt es erste Ansätze. Und eines ist glasklar: Die Zukunft der Editionsprojekte der Akademie ist digital.

Andreas Schmidt: Die Helmholtz-Gemeinschaft und die Fraunhofer-Gesellschaft streben bis 2020 einen festen Prozentsatz ihrer Publikationen im Open Access an. Wird die BBAW auch die berlinweit angestrebte Zielvorgabe von 60 Prozent erreichen?

Martin Grötschel: Die genannten Prozentsätze beziehen sich auf die Publikation von wissenschaftlichen Artikeln. Die BBAW unterstützt diese Ziele. In der Akademie entstehen aber hauptsächlich Bücher. Wir überprüfen ständig, welche davon Open Access gestellt werden können, manchmal dauert das, weil Verlagsverträge alter Zeit dagegen stehen. Wir bemühen uns, unsere Editionen elektronisch und so frei zugänglich wie möglich zu produzieren, wie wir das schon mit der Marx-Engels-Gesamtausgabe, den Regesten von Kaiser Friedrich III und bei anderen Vorhaben tun. Ergebnisse der Arbeit sind hier auch komplexe Datenbanken und Internetauftritte – zum Teil gemeinsam mit anderen Akademien. Ein Highlight ist sicherlich unser Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart, das DWDS, siehe www.dwds.de. Die Angabe einer Open-Access-Quote ist hier schwierig. Klar ist jedoch: Wir starten mit nichts Neuem und machen keine Veränderungen, ohne dass wir uns auf Open Access verpflichten.

Andreas Schmidt: Werden Sie dabei auch von den Mitgliedern der Akademie unterstützt? Ist Open Access innerhalb der Mitglieder unumstritten?

Martin Grötschel: Ich würde sagen, dass die große Mehrheit der Mitglieder dahintersteht. Aber es gibt natürlich Einzelne, die anders denken. Das ist im Leben immer so. Es gibt kaum etwas, wofür es hundertprozentige Zustimmung gibt.

Andreas Schmidt: Sie haben kürzlich gesagt: „Ich träume davon, dass irgendwann einmal Open Science realisiert wird.“ Dies bedeutet, dass der gesamte wissenschaftliche Erkenntnisprozess öffentlich wird, und das wäre noch ein enormer Schritt über Open Access hinaus. Ist dieser Traum möglicherweise für Mathematik und Naturwissenschaften sinnvoller und einfacher zu erfüllen als für die Geisteswissenschaften? Gibt es disziplinäre Unterschiede?

Martin Grötschel: Es gibt auf jeden Fall große disziplinäre Unterschiede. Deswegen gibt es keine „saubere“ Definition von Open Science. Es geht darum, den gesamten Forschungsprozess transparent und nachvollziehbar zu machen. Und der Gesamtprozess beginnt in vielen Disziplinen mit der Datenerhebung. In der Mathematik ist das eher selten der Fall. In der Medizin ist die Datenveröffentlichung beispielsweise aus Datenschutzgründen problematisch. Ähnliches gilt in den Geisteswissenschaften, wenn Personennamen in Texten vorkommen. Die Daten werden dann mit Algorithmen verarbeitet. Wie macht man Algorithmen öffentlich? Es gibt Fachgebiete, in denen die Veröffentlichung der Codes verlangt wird – also Open Source. In der Angewandten Mathematik sind in einigen Bereichen kommerzielle Codes viel besser als die akademischen Codes. Wenn ich Spitzenergebnisse erzielen will, muss ich daher die kommerziellen Codes verwenden, kann diese aber nicht öffentlich machen. Ganz ähnlich ist das bei vielen statistischen Auswertungsmethoden oder Simulationscodes. Grundsätzlich sollten Daten und Codes verfügbar gemacht werden, damit andere sie prüfen können. Es müssen aber verschiedene Formen von Rücksicht genommen werden. Open Science heißt also nicht, dass alles geöffnet wird, was möglich ist, sondern dies muss immer im Rahmen der Rechtsordnung und vernünftigen wissenschaftlichen Verhaltens geschehen.

Andreas Schmidt: Wie lange wird es dauern, bis Ihr Traum von Open Science erfüllt ist? Geht es um Jahre, Jahrzehnte?

Martin Grötschel: Es geht um Jahrzehnte. Es wird lange dauern, bis wir in einzelnen Fachgebieten Konsens darüber erzielen werden, wie es „richtig“ gemacht wird. Und der Traum wird nie erfüllt werden, weil eben viele „kleine Dinge“ die Verwirklichung behindern: persönliche Interessen; Befürchtungen, Macht und Einfluss zu verlieren; Gewinn- oder Karrierestreben und ähnliche, durchaus menschliche Beweggründe. Aber wenn man keine Träume, Ziele oder Visionen formuliert, wird man nie vorankommen.

Andreas Schmidt: Vielen Dank für das Gespräch.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Martin Grötschel ist Mathematiker und Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Andreas Schmidt arbeitet im Referat „Presse- und Öffentlichkeitsarbeit“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.



ANTIKEN INSCHRIFTEN AUF DER SPUR

DIE EPIGRAPHIKER DER AKADEMIE „IM FELDE“

Von Klaus Hallof

„[D]ass der Herausgeber [...] die Hauptfundörter der [...] Inschriften persönlich besuche“, war Theodor Mommsens Forderung in seiner Denkschrift „Über Plan und Ausführung eines Corpus inscriptionum Latinarum“ von 1847. Nach diesem Grundsatz, den als erste die Berliner Akademie sich zu eigen gemacht hat, ohne zu ahnen, auf was sie sich da einließ, streifen noch heute – *consilio et auctoritate Academiae* – ihre Mitarbeiter durch das Mediterraneum, um für die epigraphischen Corpora, das „Corpus Inscriptionum Latinarum“ (CIL), die „Inscriptiones Graecae“ (IG), und für das Akademienvorhaben „Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache“ die antiken Inschriften aufzuspüren, anzulesen, auszumessen, abzuzeichnen, abzuklatschen und aufzunehmen. Vorausgeht: Antrag stellen, ein heute eher aufwendiges Verfahren, das Verhandlungen mit den zuständigen Behörden notwendig macht, früher dagegen leichter zu bewerkstelligen war.

Eu. P. Andrews beim Abklatschen der Parthenon-Inschrift, Januar 1896.

Mommsen ging, wie er im Tagebuch der französisch-italienischen Reise von 1844/1845 notiert, nachmittags zum lokalen Antiquar, und am nächsten Tag „früh um halb fünf ins Museum, um sechs waren alle Inschriften abgeschrieben“ (Arezzo, Mai 1845); oder: „ziemlich früh kamen wir nach Civita Castellana, wo eben auch nichts los war als ein kalter Regen, in dem ich die eine Inschrift kopiert, deren das Nest sich rühmt“, also ohne spezielle Erlaubnis. Immerhin gilt damals wie heute: Der beste Garant für den Erfolg sind die persönlichen Beziehungen zu den Kollegen vor Ort.

Selbstverständlich bringt der Epigraphiker aus Berlin die gesammelten Texte aller bislang publizierten Inschriften mit; früher auf Einzelblättern abgeschrieben, den sogenannten Scheden, heute im Laptop. Genau verzeichnet hat er alle ihm bekannten Fundumstände und Angaben zum Verbleib. Er beginnt tunlichst mit den lokalen Sammlungen. Inschriften sind die Stiefkinder der Museumsleute: schwer zu präsentieren, weil sie viel Text bieten und noch mehr erklärenden Text erfordern. Also findet man sie im abgelegenen Depot, die großen Blöcke in den hintersten Ecken des Hofes unter freiem Himmel. In Wahrheit ein Glück für den Epigraphiker: Da kann er ungestört arbeiten. Mit dem Wächter kommt man schnell überein, sich einfach ins Magazin einschließen zu lassen, und beide Seiten gewinnen die ersehnte Muße. Johannes Kirchner (1859–1940), der Herausgeber des Corpus der 12.000 attischen Inschriften, hat durch Bestechung mit Zigarren sogar einen Museumsdiener zum Anfertigen von Abklatschen während der Schließzeiten veranlassen können. Unterschätzt ist in der Regel die Menge der Inschriften, darunter stets auch Inedita. Noch einmal Kirchner, zitiert aus seinen „Erinnerungen eines Achtzigjährigen“: „Im December [1935], bei scharfem Boreas, war ich mehrere Wochen damit beschäftigt, auf dem Hof des Nationalmuseums [Athen] an die 800 Grabsäulchen, die wie die Würste nebeneinander lagen und im Laufe der Jahre mit Gras überwachsen zum Teil erst ausgegraben

und gereinigt werden mussten, abzuschreiben und abzuklatschen“. Zwei Dinge sind neben der nötigen Geduld und Ausdauer wichtig: Abklatsch und Abschrift fortlaufend zu nummerieren und die Dicke des Steines zu vermerken – das einzige Maß, das man später am Schreibtisch nicht mehr wiedergewinnen kann.

*Die Tätigkeit des Abklatschens
und Abschreibens hat zweifellos
Eventcharakter.*

Weitaus interessanter ist nach Aufnahme der lokalen Sammlungen die Fahrt durch die Region oder über die Dörfer auf der Suche nach Inschriften. Hauptproblem früherer Zeiten war die Mitnahme des Equipments, also Abklatschpapier, Bürsten, Transportbehälter, und – nicht unwichtig – Wasser. Die Wiener Akademie hat für die Arbeit am Corpus der Inschriften Kleinasiens in eine Abklatschkiste aus Holz investiert, die noch vorhanden und in höchsten Ehren gehalten wird, weil einer der ganz Großen des Faches, Adolf Wilhelm (1864–1950), darauf gesessen hat. Die Berliner Akademie hat eine solche Anschaffung nicht getätigt und die Mitarbeiter lieber auf das Maultier geschickt, das man „fürsorglich gleich mit zwei Kanistern Wasser belädt, der Inhalt des einen für das Reinigen der Steine bestimmt, der des anderen für die Abklatsche“ (W. Peek, Die epigraphische Praxis, 1977). Der erste Blick gilt den Dorfkirchen, vorausgesetzt dieselben sind nicht modern und aus Blähton, sondern alt und voller Spolien, also wiederverwendeter antiker Bauteile. Aber der wichtigste Anlaufpunkt wird immer das örtliche Kaffeehaus sein, wo man die Alten des Dorfes findet. Ein Espresso später, und man wagt die Frage nach dem Haus, in dem die Inschrift zuletzt vor Jahrzehnten



Foto: Klaus Hallof

Inschriftenmagazin im Depot des Neuen Museums von Olympia



Ch. Breasted, Pioneer of the Past. The Story of James Henry Breasted, Archaeologist, Chicago 1943

J. H. Breasted bei der Abschrift der Inschrift Thutmosis III. im Tempel von Buhen, Januar 1906

gesehen worden war. Zwei Kaffee später ist ein weitläufiger Nachkomme des Besitzers zur Stelle, der nach einem Ouzo seinen kundigen Kumbaros, also den „Paten“, auftreibt, und sobald die Weltlage einvernehmlich diskutiert ist, wird man endlich zum besagten Haus geführt – doch welch Pech: Die Wand ist mit Kalk fett übertüncht, um dem blau-weißen Postkartenbild zu genügen.

Abgelegene Gegenden erfordern veritable Wanderungen. Mommsen vertrieb sich die Zeit zu Fuß oder auf dem Maultier mit der Abfassung von Poemen, die freilich auch entsprechend geraten sind. Habbo G. Lolling schrieb sein Tagebuch mit Notizen für den „Baedeker“ Griechenland voll. Edlere Beiwerke sind das Sammeln von Volksliedern, Dialektwörtern sowie botanische und zoologische Aktivitäten. So hat es ein Kollege immerhin in die lateinische Nomenklatur gebracht: *Iepismachilis roberti*, ein Insekt aus der Familie der Felsenspringer, benannt nach dem französischen Epigraphiker Louis Robert (1904–1985).

Überhaupt dräut von der Fauna manche Gefahr. Warum sich Schlangen gern in Lapidarien aufhalten, wissen wohl nur die Götter der Epigraphik. Katzen, die mit der Abklatschbürste pföteln, sind eher niedlich. Von wilden Hunden wurde Schliemann attackiert, als er in der sogenannten Höhle des Odysseus auf Ithaka nach Inschriften suchte, und so ging es in jüngster Zeit an derselben Stelle einem Mitarbeiter der Akademie; der kannte freilich den Rat des berühmten Vorgängers: „In dieser schrecklichen Lage fiel mir zum Glück ein, was Odysseus in einer ähnlichen Gefahr gemacht hatte (Odyssee XIV, 29–31): ‚Sobald die bellenden Hunde den Odysseus sahen, kamen sie heulend herbeigelaufen; Odysseus aber setzte sich kluger Weise auf die Erde und ließ seinen Stab aus der Hand fallen.‘ Ich folgte also dem Beispiele des weisen Königs, indem ich mich getrost auf die Erde setzte und mich ganz still verhielt.“ Der neue Abklatsch der Höhleninschrift zeigt jedenfalls keine Hundespuren, im Unterschied zu einem aus Samos mit Loch in der Mitte, an das der Verfertiger

Kirche *Christos tis Ierusalim* auf der Insel Kalymnos, erbaut mit Spolien des hellenistischen Apollon-Tempels. Während am Pfeiler die Abklatsche trocknen, bemühen sich zwei Grabungsarbeiter um die Anfertigung eines Abklatsches vom Dach der Apsis aus.

Unterschätzt ist in der Regel die Menge der Inschriften.

„Ziege!“ geschrieben hat, was ihn vom Vorwurf der Stümperei befreit. Dabei passiert es gar nicht so selten, dass man mit der Bürste oder dem Finger sich selbst ein Loch in das nasse Papier fabriziert. Der Hauptfeind der Epigraphiker ist freilich der Wind, der das Papier vom Stein fetzt und mit Sicherheit in die stachligste Macchie weht, im übelsten Fall sogar zurück in die Schüssel mit dem Abklatschwasser. Das Fehlen eines Abklatsches aus diesem Grund, propter venti flatum, ist nicht selten in den Corpora vermerkt. Auf der Antiskala der Epigraphik folgen gleich darauf Besitzer von Inschriften in Privathäusern, die zwar in der Regel keine Schatzbeschreibung mehr hineininterpretieren, aber doch stets einen unausrottbaren Verdacht gegen den Epigraphiker hegen. „Es machte mir viel Mühe, den Stein dem alten bösen Weib abzujagen“, schreibt Rudolf Herzog 1899 über eine Inschrift aus Kos, nicht ohne süffisant hinzuzufügen, dass die energische Dame den Namen „Tyrannió“ trug. Regen sowie Restauratoren, die allzu ängstlich das Abklatschen



Foto: Klaus Hallof

verhindern, um angeblich den Inschriftträger nicht zu gefährden, folgen auf den Plätzen.

Für die Entzifferung ist der Stand der Sonne entscheidend: Mittagssonne ohne Schlagschatten in den Buchstaben ist verderblich, Morgen- oder Abendlicht wiederum lässt Steinverletzungen zu scheinbar sicheren Buchstaben wachsen. Hoch oben eingemauerte Inschriften erfordern Leitern und andere zum Teil waghalsige Konstruktionen. Spektakuläres auf diesem Gebiet vollbrachte Eugene P. Andrews, der als Doktorand der Amerikanischen Schule in Athen im Jahre 1896 beschloss, die Dübellocher am Ostgiebel des Parthenon in zwölf Meter Höhe, die von Bronzebuchstaben einer Inschrift übriggeblieben waren, abzuklatschen. Mit Hilfe von Strickleiter und an Seilen befestigtem Brett hat er die zwölf Architrav-Blöcke sukzessive abgeklatscht, jeweils am Morgen froh, wenn der Abklatsch die Nacht auf dem Stein überstanden hatte, und dann mit ihrer Hilfe die Inschrift rekonstruiert.

Nur publiziert hat er sie nicht – aus Enttäuschung, weil die Inschrift nicht, wie gehofft, von Alexander dem Großen herrührte, sondern nur eine Ergebnisadresse an Kaiser Nero war, die dem kühnen Amerikaner nur das zeigte, „how a proud people, grown servile, did a shameful thing“ (K. Carroll, *The Parthenon Inscription*, 1982). Ja, die Tätigkeit des Abklatschens und Abschreibens hat zweifellos Eventcharakter. Das hat auch Mommsen erfahren dürfen, und ich selbst war im Akropolis-Museum, den eben vom Stein gezogenen, sehr verletzlichen Abklatsch in der Hand, jäh in das Blitzlichtgewitter unzähliger japanischer Handys gezerrt worden. Überhaupt: der homo touristicus und ein vor sich hin trocknender Abklatsch, das kann den Wissenschaftler zur Verzweiflung treiben.

Der beste Garant für den Erfolg sind die persönlichen Beziehungen zu den Kollegen vor Ort.

Es gibt eine Ikone vom Epigraphiker bei der Arbeit. Da sitzt Januar 1906 der Ägyptologe James H. Breasted (1865–1935) auf einem wackligen Schemel im Tempel von Buhen und kopiert den Bericht Thutmosis III. über die Schlacht bei Megiddo, zwei Wochen ohne Unterbrechung, die untersten Zeilen kopfüber zu lesen genötigt; nicht im Bild ist die black-satin-clad English Lady, die ihm dramatisch zurief: „Sich vorzustellen, sein Leben mit dieser Art von Tätigkeit hinzubringen!!“ (Ch. Breasted, *Pioneer of the Past*, 1943). Da hat andererseits „auf dem Bauch liegend und von einem etwas primitiven Ofen schwach angewärmt“, Kirchner im Januar 1928 zwei lange Inventarverzeichnisse von der Akropolis aus dem 4. Jh. v. Chr. entziffern müssen. Und dergleichen viel mehr, das ganze Spektrum von Überraschendem und Kuriossem, von jenen „mannigfachen kleinen Strapazen“, die

Fontane im Zusammenhang mit Turmbesteigungen und „Glockeninschrift-Lesen“ für seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ so köstlich beschreibt: Wenn in der Glockenstube „alle Schalllöcher geöffnet werden, die nun natürlich einen Zug herstellen, als sollte Wäsche getrocknet werden, während es dem vom Treppensteigen Erhitzten wie der Tod über den Rücken läuft. Nun sind die Schalllöcher auf, und das Licht dringt ein, aber entweder die Distance oder die gotischen Buchstaben oder gar der Schwalbenguano spotten noch immer der Entzifferungskunst des unten Stehenden, der sich nun genötigt sieht, die Reste seiner Turnerschaft hervorzusuchen. Erst ein Griff nach dem Oberbalken, dann ein Schwung in das Kreuzgebälk hinein – so, halb hängend, halb stehend, beginnt die Lektüre. Ist nun ein gefälliger Küster, dem sich Wort für Wort diktieren läßt, mit in den Turm hinaufgestiegen, so kann das Schlimmste der Expedition als überstanden angesehen werden, hat er aber, aus diesem oder jenem Grunde, seine kleine Tochter mit hinaufgeschickt, so bleibt einem schließlich nichts anders übrig, als sich, wie der Glöckner von Notre-Dame, seitwärts auf die Glocke zu werfen und, die ‚große Marie‘ fest umarmend, auf dem erzenen Nacken derselben die Inschrift abzuschreiben.“

Genau so ist es – Grundlagenforschung eben. „Aber darum ist es eine akademische Aufgabe“ (Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff).

Prof. Dr. Klaus Hallof ist Arbeitsstellenleiter des Akademienvorhabens „Inscriptiones Graecae“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

DIE GOLDENE MEDAILLE DER AKADEMIE VON ATHEN FÜR DIE „INSCRIPTIONES GRAECAE“



Die Akademie von Athen verlieh dem Akademienprojekt „Inscriptiones Graecae“ die höchste griechische Auszeichnung im Bereich der Wissenschaften. Mit dem Preis würdigte die Athener Akademie die Arbeit der „Inscriptiones Graecae“ auf dem Feld der griechischen Epigraphik. Die „Inscriptiones Graecae“ (IG) sind das älteste Vorhaben der Akademie. Ihre Sammlungs- und Forschungsarbeiten erschließen eine der wichtigsten Quellen für unser Wissen über Geschichte, Kunst, Völker, Gesetze, öffentliches und privates Leben der alten Griechen.

Politische und soziale Bewegungen

Recht und Verwaltung

Politische und soziale Bewegungen

Militär und Kriege

Herrschaftssystem

Kunst und Kultur

Recht und Verwaltung

Religionen und Kirchen

Kultur, Kunst und Ideen Politische und soziale Bewegungen Bevölkerung und Siedlung

EINE KLASSISCHE BIBLIOGRAFIE WIRD DIGITAL

Kultur, Kunst und Ideen

Politik

Militär und Kriege

Wissenschaft und Technik

Bevölkerung und Siedlung

VON DEN „JAHRESBERICHTEN FÜR DEUTSCHE GESCHICHTE“ ZUR
„DEUTSCHEN HISTORISCHEN BIBLIOGRAFIE“

Kunst und Kultur

Publizistik und Medien

Bildung und Erziehung

Herrschaftssystem

Religionen und Kirchen

Wissenschaft und Technik

Recht und Verwaltung

Gesellschaft

Kultur, Kunst und Ideen

Publizistik und Medien

Von Christoph Cornelißen und Johannes Thomassen

Die „Jahresberichte für deutsche Geschichte“ stehen für eine über 125-jährige, zum Teil wechselvolle Geschichte in der historischen Fachinformation. Von 1880 bis 1916 wurden von der Historischen Gesellschaft zu Berlin „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“ herausgegeben, die universalgeschichtlich angelegt waren und von namhaften Fachgelehrten verfasste Forschungsberichte aus allen Bereichen der Geschichtswissenschaft enthielten. Nach Ende des Ersten Weltkrieges wurden sie zunächst als „Jahresberichte der deutschen Geschichte“ fortgeführt, erschienen dann seit 1926 mit staatlicher Unterstützung und mithilfe

der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft als „Jahresberichte für deutsche Geschichte“, bevor sie kriegsbedingt 1942 ihre Arbeit einstellen mussten. Mit einiger Verzögerung konnte 1950 die Arbeit im Rahmen der „Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin“ wieder aufgenommen werden, jetzt aber als „klassische“ Bibliografie. In der Zwischenkriegszeit hatten die „Jahresberichte“ sich durch einen bibliografischen Teil und einen damit verknüpften Forschungsbericht ausgezeichnet. Die letzte Etappe in der Geschichte der „Jahresberichte“ begann mit der Wende von 1989 und endete am 31. Dezember 2015.

Mit dem Ausscheiden dieses Unternehmens aus dem von Bund und Ländern gemeinsam geförderten Akademiensprogramm fand die Tradition der bibliografischen historischen Fachinformation ein zwar wiederholt angekündigtes, aber doch abruptes Ende. Leider war es in den fünf Jahren zuvor nicht gelungen, eine alternative Finanzierung für die Fortführung der Bibliografie in bewährtem Umfang auf den Weg zu bringen – zu sehr waren und sind fast alle Geldgeber und große Teile der wissenschaftlichen Gemeinschaft davon überzeugt, dass im Zeitalter der „Digital Humanities“ allein noch den Volltexten die Zukunft gehört und bibliografische Daten nur als Metadaten für alle möglichen Dateiformen eine Zukunft haben.

Unterstützung fand das Projekt bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Sie hat im Rahmen ihrer Konzeption zu den Fachinformationsdiensten, die im Prinzip die Sondersammelgebiete abgelöst haben, für den Fachinformationsdienst Geschichte den Aufbau eines bibliografischen Informationssystems zur deutschen Geschichte genehmigt. Dessen Kern soll eine „Deutsche Historische Bibliografie“ bilden.

Aufgehen werden in dieses Informationssystem alle mehr als 760.000 Nachweise der „Jahresberichte“ zur deutschen Geschichte; sie umfassen die Titeldaten der gesamten Neuen Folge der „Jahresberichte“ von Band 1.1949 an. Dazu treten die von der „Historischen Bibliographie“ bis Ende 2013 gesammelten Titel, die die deutsche Geschichtswissenschaft zu den verschiedensten Gegenständen – im Wesentlichen – zu Papier gebracht hat.

Dass beide Bibliografien selbstredend im Netz abrufbar vorliegen, muss nicht gesondert betont werden. Gerade die bis zur Wende von 1989 in der DDR erarbeiteten „Jahresberichte“ haben, angeführt vom damaligen Projektleiter, Wolfgang J. Mommsen, in den 1990er Jahren konsequent auf die Digitalisierung gesetzt. Von „Digital

Humanities“ war damals noch keine Rede. Um ehrlich zu sein, muss man hinzufügen, dass bereits zu DDR-Zeiten das große Potenzial der elektronischen Datenverarbeitung für Bibliografien erkannt worden war. Zur Realisierung fehlten aber damals die finanziellen und technischen Möglichkeiten.

Die Tradition der bibliografischen historischen Fachinformation fand ein wengleich vorhersehbares, so doch abruptes Ende.

In einem ersten Schritt ist das Akademienvorhaben zur elektronischen Erfassung der bibliografischen Daten übergegangen. Neben den stetig im Umfang wachsenden gedruckten Bänden folgten sodann die ersten elektronischen Veröffentlichungen in Form von CD-ROMs in rascher Folge. Bald jedoch wurden diese von einem kostenfreien Online-Angebot, also im Open Access, abgelöst. In den zweieinhalb Jahrzehnten nach 1990 stieg die Bibliografie mehr und mehr zu einem umfassenden Informationsangebot für die Geschichtswissenschaft und die benachbarten Disziplinen auf. Die Voraussetzungen hierfür wurden frühzeitig dadurch gelegt, dass das Rückgrat der Bibliografie ein bibliothekarisches Datenbanksystem bildete, das mit den Entwicklungen der Informationstechnologie und den Anforderungen der Nutzerinnen und Nutzer Schritt hielt: Zuerst handelte es sich nur um eine Vervielfachung der Suchoptionen, die im gedruckten Band auf einige wenige Register beschränkt waren. Heute sind die „Jahresberichte“ über den Einsatz bibliothekarischer

Normdaten und einer ständig erweiterten BEACON-Datei mit vielen anderen im Internet verfügbaren Datenquellen verknüpft. Hierzu wurden fast 120.000 Normdatensätze aus der Gemeinsamen Normdatei (GND) importiert. Darüber fand vor allem ein umfassender Abgleich mit Personeninformationen auf Verfasser- und Schlagwortebene statt. Am 31. Dezember 2015 waren über 500.000 Titeldatensätze mit Normdaten angereichert.

Hierbei handelt es sich jedoch nur um eines von vielen Features, die die „Jahresberichte“ im Laufe der Zeit auszeichneten. Die Webdatenbank erlaubt neben einer einfachen Suche die Kombination von Sachargumenten und die Einschränkung nach bestimmten Kriterien, so dass komplexe Recherchestrategien möglich sind. Aus der Ergebnisanzeige des Online-Angebots werden automatisch generierte Hyperlinks zum Karlsruher Virtuellen Katalog (KVK), zur Zeitschriftendatenbank (ZDB) und zur elektronischen Zeitschriftenbibliothek (EZB) sowie zu elektronisch verfügbaren Volltexten, Abstracts, Inhaltsverzeichnissen und Rezensionen angeboten. Mit diesen weiterführenden Funktionen und Informationen wird ein

*Aufgehen werden in dieses
Informationssystem alle mehr als
760.000 Nachweise der „Jahresberichte“.*

Set an Hilfsmitteln zur individuellen Relevanzentscheidung bereitgestellt. Die Ergebnisse können darüber hinaus als Textdateien im Rich-Text-Format (RTF) auf den eigenen Rechner sowie strukturiert in Literaturverwaltungsprogramme heruntergeladen und damit flexibel nachgenutzt werden.

Die „Jahresberichte“ waren Gründungsmitglied des Fachportals „Clio-online“. Sie kooperierten mit einer Vielzahl von Bibliotheken und Institutionen, die Fachinformationen für die Geschichtswissenschaft bereitstellten. Dabei nutzten die „Jahresberichte“ verschiedene technische „Tools“, die es bereits frühzeitig erlaubten, eine redundante Datenhaltung aufzubauen und damit zugleich auch ein einfaches, aber effizientes Datensicherungsmodell zu etablieren. Kernpunkt dabei war ein Set von Routinen, die dafür sorgten, dass an den drei Standorten – Akademiegebäude am Berliner Gendarmenmarkt, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz in der Potsdamer Straße und Deutsche Nationalbibliothek in Leipzig – fortlaufend der tagesaktuelle Datenpool vorgehalten werden konnte. Diverse Schnittstellen wie Z39.50 und OAI-PMH ermöglichten außerdem die Einbindung und die Recherche in andere (Meta-)Datenbanken sowie spezielle Fachausschnitte. Dazu gehörte beispielsweise die Metasuche Chronicon im Rahmen von historicum.net.

Exkurs: Die „Jahresberichte für deutsche Geschichte“ aus der Zwischenkriegszeit: Zwischen 2001 und 2003 wurden, gefördert durch die DFG und mit Unterstützung des Kompetenzzentrums für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier, die Bände 1 bis 14 der „Jahresberichte“ aus der Zeit zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg digitalisiert. Das Projekt war für die Zeitgenossen aus zwei Gründen interessant. Zum einen wurden dafür Mittel von öffentlichen Stellen bereitgestellt, weil so der Nachweis dafür geführt werden sollte, dass die nach dem Ersten Weltkrieg abgetretenen Gebiete im Westen und Osten des Reiches weiterhin von deutscher Seite beansprucht wurden. Zum anderen spiegelte sich in den „Jahresberichten“ ab dem Berichtsjahr 1933 in der Gliederung der Bände und in den behandelten Themen der Geist des Nationalsozialismus wider, wurden doch dessen Ideologeme aufgegriffen.

IT-technisch war das Projekt interessant, weil es durch die Volltextdigitalisierung und das konsequente Ausnutzen der seinerzeit vorhandenen technischen Kapazitäten gelang, nahezu unbegrenzt über alle Bände beliebige Suchanfragen zu stellen und innerhalb der Bände zwischen den bibliografischen Einträgen und den seinerzeit noch mitgelieferten Literaturberichten hin und her zu springen.

Zurück zu den „aktuellen“ Jahresberichten. Ein wichtiges Thema in den „Digital Humanities“ ist die Frage: Wie kann man die Daten langfristig sichern? Die „Jahresberichte“ haben sich dieser Frage, nachdem absehbar war, dass die weitere Finanzierung des Projektes unsicher wurde, konsequent gestellt und frühzeitig Kontakt mit der Bayerischen Staatsbibliothek München aufgenommen. Als Resultat dieser Bemühungen werden im Laufe des Jahres 2016 die über 760.000 Datensätze in den B3KAT des Bayerischen Bibliotheksverbundes überführt, wo sie nach heutigem Stand der Dinge optimal gesichert werden. Selbstverständlich ist das Datenmaterial weiterhin auch auf der Website der „Jahresberichte“ unter www.jdg-online.de abrufbar und recherchierbar – zumindest solange wie der Server, auf dem das Material liegt, funktionstüchtig ist. Die komplette Datenbank mit Stand vom 31. Dezember 2015 ist vom edoc-Server der BBAW downloadbar (<https://edoc.bbaw.de/frontdoor/index/index/docId/2436>). Gemäß der gewählten Creative-Commons-Lizenz CC0 können die Titeldaten uneingeschränkt nachgenutzt werden.

Bereits eingangs wurde festgestellt, dass die DFG für den Fachinformationsdienst Geschichte auch ein Bibliografie-modul bewilligt hat, dessen Ziel es ist, eine „Deutsche Historische Bibliografie“ anzubieten. Mit Blick auf die „Digital Humanities“ ist hier besonders interessant, dass die Sacherschließung von Artikeln und Aufsätzen automatisch bzw. semiautomatisch erfolgen soll. Eine besondere Herausforderung ist dabei, dass dies in einem ersten Schritt auf der Basis von Titeldaten, nicht mithilfe von

Volltexten geschieht. Zweifellos stellt dieses Unterfangen hohe Anforderungen an die beteiligten Partner.

Die Sacherschließung von Artikeln und Aufsätzen soll automatisch bzw. semiautomatisch erfolgen.

Die „Deutsche Historische Bibliografie“ knüpft nahtlos an den innovativen Charakter der „Jahresberichte“ an. Sie wird damit dokumentieren, dass auch im Zeitalter der Volltexte ein ausgefeiltes bibliografisches System, das nur noch wenig mit einer gedruckten Bibliografie zu tun hat, für die Forschung und die interessierte Öffentlichkeit von erheblichem Nutzen sein wird.

Prof. Dr. Christoph Cornelißen ist Ordentlicher Professor für Neueste Geschichte an der Goethe-Universität, Frankfurt am Main. Er war Projektleiter des Akademienvorhabens „Jahresberichte für deutsche Geschichte“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Dr. Johannes Thomassen war mehrere Jahre Arbeitsstellenleiter des Akademienvorhabens „Jahresberichte für deutsche Geschichte“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Er ist heute Referent für das Akademienprogramm der BBAW.

EIN PREISTRÄGER IM PORTRÄT

DER MATHEMATIKER

PETER SCHOLZE

*AUSGEZEICHNET MIT DEM
AKADEMIEPREIS 2016*

Von Jochen Brüning

Den Akademiepreis für das Jahr 2016 erhielt der Mathematiker Peter Scholze aus Bonn für seine bahnbrechenden Beiträge zu grundlegenden Fragen der modernen Mathematik. Mit 28 Jahren ist er der jüngste Träger dieses Preises und noch dazu der erste, der das Fach Mathematik vertritt. Sein Lebenslauf gibt dafür eine erste Erklärung. Peter Scholze wurde 1987 in Dresden geboren, seine mathematische Schulausbildung erhielt er an der Berliner Hertz-Schule. Das Mathematikstudium begann er an der Universität Bonn, wo er sich unter der Anleitung von Michael Rapoport auch dessen Arbeitsgebiet zuwandte. Es liegt an der Schnittstelle zwischen zwei bedeutenden Teilgebieten der Mathematik, der „Arithmetischen Geometrie“ und der „Analysis von automorphen Formen“. Ohne darauf näher eingehen zu können sei bemerkt, dass beide Gebiete ihre Wurzeln in der Antike haben und im 19. Jahrhundert zu einer ersten Reife gebracht wurden, unter anderem übrigens auch von Mitgliedern der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin. Der heutige Stand des Faches hat sich von seinen Wurzeln weit entfernt,



aber erst dieser Wissensstand hat zur Lösung des berühmten Problems von Fermat geführt, dass die Gleichung $a^n + b^n = c^n$ in ganzen Zahlen nur dann lösbar ist, wenn $n = 1$ oder $n = 2$ ist (die pythagoräischen Tripel, wie $3^2 + 4^2 = 5^2$). Dafür hat der britische Mathematiker Andrew Wiles den hochdotierten Abel-Preis in Oslo erhalten.

Peter Scholze hat das Mathematikstudium in Bonn nach fünf Semestern 2010 mit dem Master abgeschlossen. In seiner Masterarbeit gab er einen neuen, sehr einfachen und effektiven Beweis der sogenannten lokalen Langlands-Vermutung, der bereits hochrangig publiziert und weithin als grundlegend angesehen wurde. Mit der zwei Jahre später, im Alter von 25 Jahren vorgelegten Dissertation erreichte er dann die Qualität eines wahren Durchbruchs im Rahmen des gesamten Gebietes mit der Entdeckung der „Perfektoiden Räume“. Mit diesem Begriff konnte er gleich mehrere Probleme lösen, an denen sich einige der besten Mathematiker seit Jahrzehnten vergeblich versucht hatten. Noch im Jahr der Promotion wurde Peter Scholze aufgrund seiner außerordentlichen Leistungen auf einen der herausgehobenen „Hausdorff Chairs“ am Mathematischen Institut der Universität Bonn berufen, wo er seitdem tätig ist. Die Bonner Atmosphäre scheint für ihn und seine Familie in jeder Beziehung ideal zu sein, denn weder das MIT noch die Harvard oder die Princeton University konnten ihn für sich gewinnen. Man erkennt schon daran, dass Peter Scholze trotz seines jugendlichen Alters bereits zu den führenden Mathematikern unserer Zeit gehört. Ein anderes Indiz ist die beeindruckend regelmäßige Folge von Auszeichnungen, die ihm zuerkannt wurden: Jeweils als erster Deutscher erhielt er 2011 das Clay Fellowship der Clay Foundation, 2013 den Prix Peccot des Collège de France, 2014 den Clay Research Award und 2015 den Cole Prize for Algebra der American Mathematical Society. 2012 erhielt er den Hausdorff-Preis, 2013 folgte der Sastra Ramanujan Prize, 2014 die Ramanujan Lectures (beides am TATA Institute in Bombay), die Marston Morse Lecture des IAS Princeton,

eine Invited Section Lecture beim Internationalen Mathematikerkongress in Seoul, eine Takagi Lecture in Tokio sowie das „Chancellor’s Professorship“ der Universität von Berkeley. Im Jahr 2015 erhielt Scholze den bedeutenden Ostrowski-Preis der Ostrowski-Stiftung in Basel, 2016 folgte der Leibniz-Preis der DFG. Mit dem Akademiepreis der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften erhielt Scholze aber nun zum ersten Mal einen Preis, der nicht speziell für Mathematiker gedacht, sondern für alle Wissenschaften offen ist. Damit besitzt der Akademiepreis eine Sonderstellung unter allen Peter Scholze bisher verliehenen Auszeichnungen, und die erste Ehrung eines Mathematikers mit dem Akademiepreis fällt auf einen ganz außergewöhnlichen Kandidaten.

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften hat aber nicht allein Scholzes mathematische Leistungen im fachtechnischen Sinn ausgezeichnet, sondern vor allem auch seine Denk- und Redeweise, die sowohl durch Klarheit wie durch Überzeugungskraft besticht. Sein Doktorvater Michael Rapoport formulierte: „Bemerkenswert ist die frappierende Einfachheit seiner Ideen; obgleich die Ausführung dieser Ideen große technische Fähigkeiten verlangt – über die Scholze unbegrenzt zu verfügen scheint –, sind doch die Ausgangsidee und das endgültige Resultat so einleuchtend und elegant wie die Mathematik, die wir von unseren Klassikern kennen.“ Die Akademie ist stolz auf diesen Preisträger und baut darauf, dass die Wissenschaft und insbesondere die Mathematik von seiner Arbeit noch lange profitieren können.

Prof. Dr. Jochen Brüning ist emeritierter Inhaber des Lehrstuhls für Geometrische Analysis der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Dort sitzt er der Findungskommission für den Akademiepreis vor.



Foto: David Auserhofer

FRAGEN AN
**BÉNÉDICTE
SAVOY**

Prof. Dr. Bénédicte Savoy ist seit 2016 Ordentliches Mitglied der Geisteswissenschaftlichen Klasse der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Als international ausgewiesene Kunsthistorikerin arbeitet sie auf den Gebieten Kunst- und Kulturtransfer in Europa um 1800, Museums- und Sammlungsgeschichte, deutsch-französische Kunstbeziehungen sowie Kunstraub. Sie ist Professorin am Institut für Kunstwissenschaft und Historische Urbanistik der Technischen Universität Berlin und ab März 2017 am Collège de France in Paris.

Wie haben Sie die Kunstgeschichte für sich entdeckt?

Zur Kunstgeschichte kam ich wie die Jungfrau zum Kinde. Ich studierte Germanistik in Paris, setzte mich aber bereits in meiner Magisterarbeit mit einem dezidierten Kunstthema auseinander, dem Werk Anselm Kiefers. Wenige Jahre später begann ich, weil ich täglich mit dem Fahrrad unter Schadows Quadriga am Brandenburger Tor fuhr, zum Napoleonischen Kunstraub zu forschen, dem Thema meiner Dissertation. Ein Seiteneinstieg in die Museums- und Kunstgeschichte, den ich nie bereut habe.

Was sind Schwerpunkte Ihrer Forschung und woran arbeiten Sie aktuell?

Mein Forschungsinteresse ruht auf drei Säulen – der transnationalen Museumsgeschichte, dem Kulturtransfer und der Kunstmarktforschung. Dazu gehört auch mein Lieblingsthema: Kunstraub und Beutekunst. Derzeit schließe ich eine Publikation zu deutschem Kunst- und Geistesleben in Paris um 1800 ab. Ein Projekt, das dem Paradox der Franzosen fressenden aber in Paris lebenden deutschen Romantiker auf den Zahn fühlt. Außerdem bereite ich gemeinsam mit meinem Team ein internationales Forschungsvorhaben zur Kunstraubforschung vor, welches den Spieß umdreht und aus Sicht der Beraubten fragen und argumentieren wird.

Welche ist Ihre wichtigste Veröffentlichung?

Die Frage finde ich gemein, ungefähr so, als fragten Sie mich, welche meiner Töchter mir die Liebste ist. Wissenschaftliche Veröffentlichungen sind Schlaglichter auf gerade Abgeschlossenes, oftmals jahrelange Arbeit beendend. Meine Forschungen gleichen einem Netz, in dem ich gemeinsam mit internationalen Kolleginnen und Kollegen immer wieder nach neuen Anknüpfungspunkten suche. Hier eine einzelne Veröffentlichung herauszupicken ist ein Ding der Unmöglichkeit. Von außen betrachtet hat mein Dissertationsprojekt „Patrimoine annexé / Kunstraub“ zu den Napoleonischen Kunstraubzügen in Europa um 1800 hohe Wellen geschlagen.

Persönlich schätze ich die Zusammenarbeit mit den jüngsten Kolleginnen und Kollegen meines Fachs besonders. An meinem Fachbereich im Institut für Kunstwissenschaft der TU Berlin zum Beispiel entstanden in mehrjährigen Projektseminaren tolle Veröffentlichungen zur Museumsgeschichte Berlins. Zuletzt habe ich einen ganz wunderbaren literarischen Text aus dem Französischen übersetzt: Arno Bertinas „Mona Lisa in Bangoulap. Die Fabel vom Weltmuseum“. Übersetzen ist ein elementares Bedürfnis, ein Liebeswerk.

„Brennt für Dinge, mit denen ihr euch beschäftigt“ – ohne Leidenschaft kann man keine überzeugende Wissenschaft machen.

Wie kommt man als Kunsthistorikerin auf neue Ideen?

Verallgemeinernd kann ich diese Frage natürlich nicht beantworten. Wir denken und funktionieren ja sehr unterschiedlich, weshalb ich den Dialog mit anderen sehr schätze. Im persönlichen Austausch über einen Sachverhalt gräbt man zwischen den Zeilen unterschiedlicher Meinungen mögliche neue Ansätze zur Auseinandersetzung mit Problemstellungen aus. Neben diesem Kommunikationsmodus sind es vor allem zwei Orte, die sehr inspirierend für meine Arbeit als Kunsthistorikerin gewesen sind: Museen und Archive.

Wo sehen Sie neue Herausforderungen und Impulse in der Kunstgeschichte der nächsten Jahre?

Die Kunstgeschichte wurde seit den 1990er Jahren mehrfach generalüberholt. So werden heute, auf mein direktes wissenschaftliches Umfeld fokussiert, an den Berliner Universitäten drei sehr unterschiedliche Kunstgeschichten gelehrt: Ein bildwissenschaftliches Modell an der HU, Kunstgeschichte im globalen und postkolonialen Kontext an der FU und eine materialwissenschaftliche und stark auf das Objekt bezogene Kunst- und Museumsgeschichte

Wissenschaft muss eine Relevanz im Jetzt haben. Gute Wissenschaft muss aber auch ernähren können.

an der TU. Und dies beschränkt sich nicht nur auf Berlin. Es gibt keine Kunstgeschichte, sondern Kunstgeschichten. Diese Pluralität der Blickwinkel ist eine Chance für die Zukunft unserer Wissenschaftsdisziplin, wenn wir den fruchtbaren Dialog miteinander nicht aus den Augen verlieren. Neben dem Schlachtfeld der Methoden beschäftigt vor allem die digitale Agenda viele Kolleginnen und Kollegen und mich. Das Internet hat nicht nur die Zirkulation von Texten und Bildern verändert, sondern auch die Ergonomie des Lesens und Denkens revolutioniert. Wir lernen gerade, was dies für den wissenschaftlichen Diskurs bedeutet – eine sehr spannende Zeit!

Was muss gute Wissenschaft leisten können?

Wissenschaft muss eine Relevanz im Jetzt haben. Die klassische Stilgeschichte zum Beispiel hat sich nicht von selbst überlebt, ihr mangelte es an einer Rückkopplung an die Lebenswelt der Rezipientinnen und Rezipienten.

Gute Wissenschaft muss aber auch ernähren können – das prekäre Umfeld, in dem viele Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler gezwungen sind zu arbeiten, ist kein Nährboden für gute und inspirierende Arbeit.

Das BBAW-Jahresthema 2017/18 ist der Sprache gewidmet. Welche Rolle spielt Sprache für Sie als Wissenschaftlerin?

Ich lebe zwischen zwei Sprachen – Sprache ist elementar für meine Arbeit. Denken und Schreiben sind im Deutschen und Französischen sehr unterschiedlich. Die Vertrautheit mit dieser Verschiedenheit und die aktive Arbeit an und mit ihr ist eine wichtige Grundlage meiner Arbeit. Sprachkultur muss wesentlicher Bestandteil von Wissenschaft sein. Gerade in Zeiten, in denen wir zunehmend fach- und länderübergreifend forschen wollen, ist Sprache doch unser wichtigstes Werkzeug, um einander überhaupt zu verstehen.

Was geben Sie jungen Menschen, die sich für Kunstgeschichte interessieren, mit auf den Weg?

„Brennt für Dinge, mit denen ihr euch beschäftigt“ – ohne Leidenschaft kann man keine überzeugende Wissenschaft machen.

A marble bust of August Wilhelm Iffland, a German actor and playwright. The bust is shown from the chest up, with the subject's head turned slightly to the left. The hair is styled in a braided or curly fashion. The base of the bust is inscribed with the name and titles of the subject.

Von Klaus Gerlach

Der Schriftsteller, Schauspieler und Theaterdirektor August Wilhelm Iffland (1759–1814) wurde im Dezember 1796 von Friedrich Wilhelm II. als Direktor des „Königlichen Nationaltheaters“ nach Berlin berufen. Der meistbewunderte deutsche Schauspieler und populärste deutsche Theaterschriftsteller sollte der aufstrebenden preußischen Hauptstadt kulturellen Glanz und Anziehungskraft verleihen. Iffland war spätestens seit seiner Darstellung des Karl Moor in der Uraufführung von Schillers „Die Räuber“ 1782 in Mannheim berühmt. Georg Forster lud Iffland 1790 ein, ihn zusammen mit Alexander von Humboldt auf seiner Reise am Niederrhein zu begleiten. Anfang 1796 erschien Karl August Böttigers Monographie über Ifflands Schauspielkunst.

ZWISCHEN DRAMATURGIE UND ADMINISTRATION

DIE AKADEMIE ERSCHLIESST UND EDIERT AUGUST WILHELM IFFLANDS ARCHIV
AUS SEINER ZEIT ALS THEATERDIREKTOR IN BERLIN

AUG. WILH. IFLAND
SCHAUSPIELER
UND DICHTER.

M

Monsieur

Son Altesse Royale Mad^e la Princesse Ferdinand
vous fait prier, Monsieur, de lui faire le
plaisir, si vous est possible, de donner jeudi
prochain une piece de theatre quelconque
dans laquelle, Monsieur, vous y rempliriez
un Role. si cela estoit encore possible, vous
feriez plaisir a Son Altesse Royale

J'ay l'honneur d'être très par faitement
Monsieur

Votre très humble et
obéissant serviteur

Bellemeuse 19 Mars

1797.

Bellemeuse

Als Iffland nach Berlin kam, fand er ein schlecht verwaltetes, überregional kaum wahrgenommenes Ensemble in einem viel zu kleinen Theatergebäude vor. Innerhalb weniger Jahre formte Iffland daraus das bedeutendste deutschsprachige Theater, das seit 1802 im seinerzeit modernsten Theaterbau Europas auf dem Gendarmenmarkt spielte. Es war das erste mit Argand'schen Lampen ausgestattete Theater in Deutschland und legte einen bis dahin nicht gekannten Zauberschein über die Aufführungen.

Ein aufschlussreiches Zeugnis der Reformierung des Berliner Nationaltheaters und damit eine wichtige Quelle zur Kulturgeschichte Berlins ist Ifflands dramaturgisches und administratives Archiv. Dieses Archiv besteht aus 34 Foliobänden, in denen Iffland alle Materialien wie Briefe, Protokolle oder Verzeichnisse, die in Beziehung zu seiner Tätigkeit stehen, chronologisch und systematisch ablegte. Es enthält u. a. Briefe von Schauspielern, Sängern, Dramatikern, Theaterdirektoren, Kritikern, Zuschauern und Beamten sowie Arbeitsmaterialien zur Verwaltung und zu einzelnen Aufführungen.

Die bereits erschlossenen ersten drei Bände aus den Spielzeiten 1796/97, 1797/98 und 1804/05 geben Einblicke in Ifflands Bestrebungen, effektive Verwaltungsstrukturen einzuführen, und belegen, wie die kulturelle Bedeutung des Theaters für die Stadt mit ihrem märkischen Umland sowie für Deutschland überhaupt schon bald nach Ifflands Ankunft zunahm.

Wir sehen Iffland in den Briefen dieser Bände mit seinem Ensemble – Schauspielern, Sängern, Tänzern und Musikern – über künstlerische, vor allem aber über finanzielle und vertragsspezifische Fragen diskutieren. Wir können beobachten, wie sich Iffland über das Bestehende einen Überblick verschafft und damit beginnt, es neu zu ordnen. Vor allem gestaltet Iffland die Benefizregeln, die in die Honorarverträge der Ensemblemitglieder eingebunden sind, neu. Das war eine von mehreren Voraussetzungen,

um das bisher defizitär wirtschaftende Theater auf eine solide Basis zu stellen. Iffland agiert aber nicht als Finanzbeamter, sondern ist bestrebt, ein von Talent und Fähigkeiten abhängiges Honorarsystem einzuführen. An den Sänger Franz Wilhelm Christian Labes schreibt er 1797, dass „das mehrere oder mindere Talent [...] von selbst eine Classification“ sei, „über welche der vernünftige und bescheidene Künstler hinauszuschreiten nicht begehren sollte“. Eine andere Voraussetzung war die Umgestaltung des Theatergebäudes, die den neuen Briefen zufolge schon bald nach Ifflands Ankunft auf der Tagesordnung stand. Im Dezember 1797 bittet Iffland seinen Musikdirektor Bernhard Anselm Weber um Stellungnahme zu geplanten Umbauarbeiten, vermag dann jedoch im Laufe der Diskussion, seine Neubaupläne durchzusetzen.

Ifflands dramaturgisches und administratives Archiv ist eine wichtige Quelle zur Kulturgeschichte Berlins.

Die administrative Autorität gegenüber seinem Ensemble und das Durchsetzungsvermögen gegenüber dem König werden erklärbar aus einer über mehrere hundert Blatt umfassenden Akte, die Schriftstücke der Hofgesellschaft, Berliner Bürger und Berlinbesucher aus der Spielzeit 1797/98 enthält. Diese Akte bietet erstmals eine Grundlage zu einer – wenn auch vorerst vorsichtigen – Zuschaueranalyse. Die hier versammelten Briefe aus Ifflands ersten beiden Berliner Jahren enthalten Wünsche, bestimmte Stücke auf der Bühne zu sehen. Interessant sind diese Briefe sowohl in Hinsicht ihrer Absender als auch hinsichtlich der gewünschten Theaterstücke. Sie ermöglichen neben einer besseren Kenntnis des Großstadtpublikums eine eingehendere Erforschung

seines Anteils an der Repertoiregestaltung. Die Verfasser der erwähnten Briefe sind Bürger, oft Händler, Handwerker, ebenfalls dazu zählen besonders viele Beamte, viele Militärs, der Landadel und der Berliner Hof. Unter den Briefschreibern sind die Prinzessin Anna Elisabeth Luise von Preußen, der Sekretär der Gräfin Lichtenau, die Ehefrau des Großkanzlers von Goldbeck, die Gräfin und der Graf von Schwerin aus Märkisch Wilmersdorf, die von Krockows aus Westpreußen, Barbara Kossowska, Frau des Schatzmeisters des polnischen Königs, die Frau des Kammerherrn von Alvensleben und Elisa von der Recke. Die meisten dieser Briefe werden geschrieben,

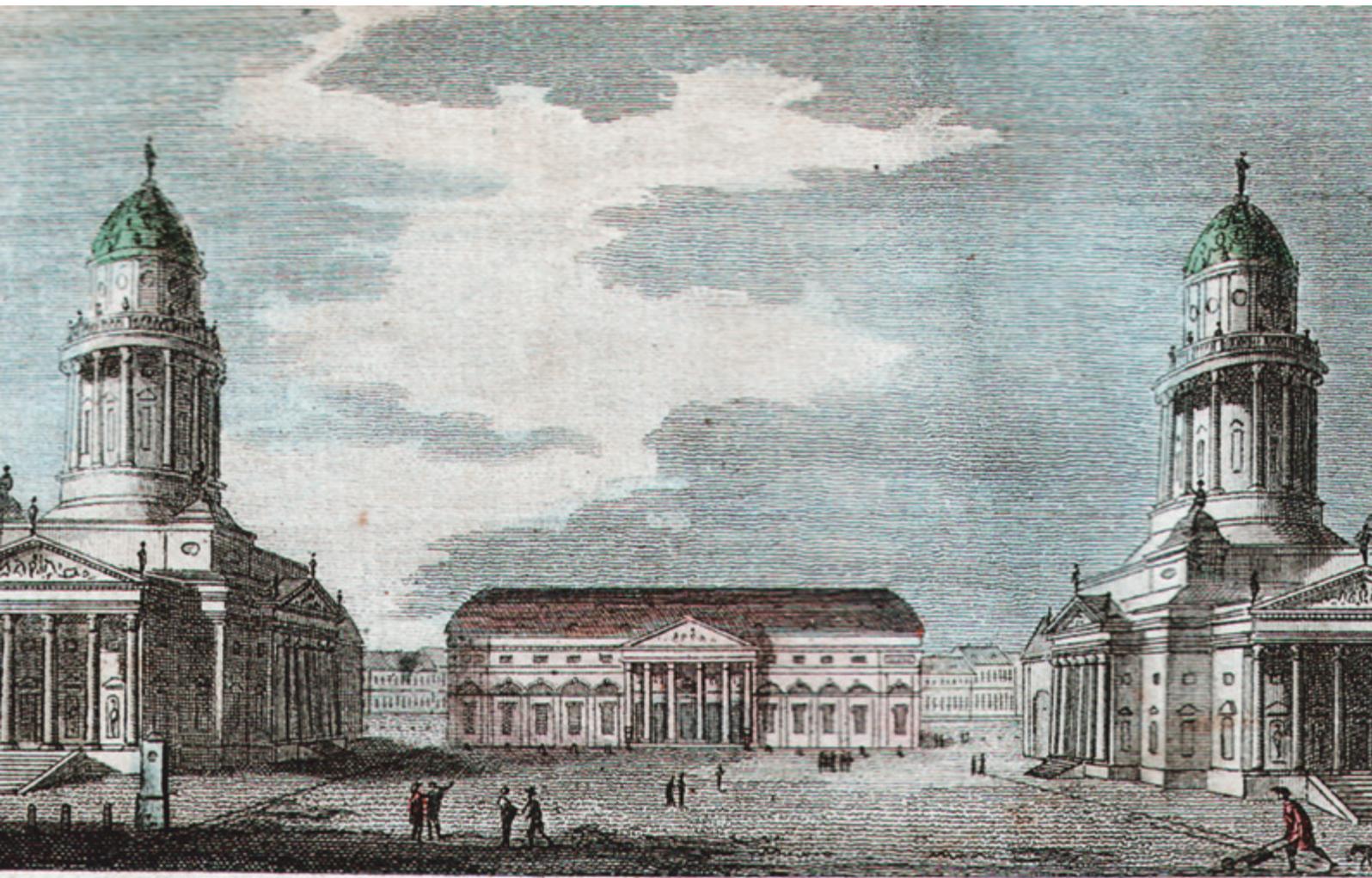
Die Briefe zeigen, wie groß Ifflands Ansehen als Dramatiker und Schauspieler war und wie Berlin von seiner Strahlkraft profitierte.

weil der Absender ein Stück von Iffland sehen will, in dem Iffland selbst eine Rolle verkörpert. Sie zeigen, wie groß Ifflands Ansehen als Dramatiker und Schauspieler war und wie Berlin von seiner Strahlkraft profitierte. So ist beispielsweise Barbara Kossowska nach einer Vorstellung voll des Lobes für Ifflands Menschendarstellung und dankt ihm am 2. August 1797 dafür, „das ideal der Mimik ausgeführt“ zu haben. Die Prinzessin Ferdinand lässt häufig an Iffland schreiben, um ein bestimmtes Stück oder einen Schauspieler zu sehen. Am 19. Mai 1797 schreibt ihr Sekretär Belleau in ihrem Namen folgendes Billet: „Son Altesse Royale Mad^e La Princesse Ferdinand vous fait prier, Monsieur, de lui faire le plaisir, s’il vous est possible, de donner Jeudi prochain une piece de theatre quelconque dans la qu’elle, Monsieur, vous y rempliriez un Role. Si cela etoit encore possible, vous ferez plaisir a Son Altesse Royale“.

Damit bittet sie Iffland nicht, ein bestimmtes Stück auf die Bühne zu bringen, sondern sie will sich an seiner vielgerühmten Schauspielkunst ergötzen und überlässt es ihm, eine Rolle zu wählen. Der Direktor des Hoftheaters kommt dem königlichen Wunsch nach und tritt an dem gewünschten nächsten Donnerstag in einer seiner Paraderollen, dem Dominique in Merciers Stück „Der Essighändler“, auf. Die meisten Bittschriften äußern konkrete Wünsche. Die Mehrzahl der Briefschreiber wünscht, Ifflands Stücke aufgeführt zu sehen; eine große Zahl begehrt, Singspiele und Opern zu erleben. Seit Ifflands Dienstantritt in Berlin hatte sich die Qualität der Opernaufführungen erheblich verbessert. Die Briefe zeigen, dass insbesondere die Aufführungen der Opern von Wolfgang Amadeus Mozart und Christoph Willibald Gluck beliebt und weit über Berlin hinaus bekannt waren. So lassen etwa im März 1798 Kaufleute aus Lübeck, Wismar, Danzig und Aschersleben in einem gemeinsamen Brief wissen, dass sie Glucks „Iphigenia in Tauris“ zu sehen wünschten, denn die Oper werde „unter Ifflands Anleitung so Musterhaft dargestellt“.

Neben Iffland wird die Sängerin Margarete Luise Schick vom Publikum am meisten gefordert. Sie war die brillianteste deutsche Opernsängerin ihrer Zeit, die mit ihren Darstellungen der Armide und der Iphigenia Glucks Opern in Berlin zu dauerhaftem Erfolg verhalf und sie zum festen Bestandteil des Repertoires werden ließ. So schreibt eine in Berlin weilende Gesellschaft Prenzlauer Bürger am 10. Dezember 1797, sie wünsche, ein Stück zu sehen, in dem Iffland und die Sängerin Schick auftreten, um Ifflands „meisterhaftes Spiel“ und Schicks „kunstvollen Gesang“ zu bewundern.

Herausragende Schauspieler, Sänger und Musiker waren vielgefragte Solisten bei Konzerten, die ansässige oder durchreisende Künstler gaben. Regelmäßig wird Iffland von Dirigenten bzw. Konzertmeistern ersucht, Solisten oder Virtuosen freizustellen. So bittet Friedrich Ludwig



Der Gend'armes-Platz
das neue Schauspielhaus und die beiden neuen Thürme

Das Berliner Nationaltheater auf dem Gendamenmarkt im Jahre 1802

H.

Wolgeborener,
Hochgelarter Herr,
Besonders Hochzuachrender Herr Director

Ein aufenthalt obgleich nur von wenig tagen
hier hat mir das Vergnügen verschafft, das
ideal der Mimik ausgeführt zu sehn; ich
habe eine Vorstellung gesehn, in welcher der
Künftler Jffland als handelnde person erschien.
Dies hat natürlich in mir den Wunsch erweckt,
Ihren neuestes Werk = Leichtes Sinn =
zu sehn, mich und viele meiner Bekannte
befelt dieser Wunsch so sehr, das ich Sie
Herr Director bitten muß, auf den freitag
mich und alle durch die Vorstellung Leichtes
Sinn zu erfreuen, wenn dieses ihnen
ohne große aufopferungen möglich
ist zu thun. ich bin Hoffnungs-
voll

Ihre

Berlin
D. 2. Aug. 1771.

ergebene
Koprowska
ne Bilinska.

Landesarchiv Berlin

Seidel, Komponist und Organist der Marienkirche, Iffland darum, mehrere Sänger am 22. April 1797 freizustellen, weil er am 28. in der Marienkirche das Oratorium „Hymnus auf Gott“ aufführen wolle. Der in Berlin lebende böhmische Komponist und Kapellmeister František Václav Hůrka bittet im Dezember 1804, die Sängerin Willig und den Sänger Gern für ein von ihm geleitetes Konzert in der Loge „Royal York“ freizugeben. Von den Berliner Freimaurerlogen, insbesondere der „Großen Landesloge von Berlin“, erhält Iffland häufig Anfragen, Sänger und Musiker für die Ausgestaltung der Feste freizustellen. Aus den Ersuchen des Landesgroßmeisters Karl August von Beulwitz geht hervor, dass sowohl die Mehrheit der Schauspieler/Sänger und Musiker als auch der Direktor Iffland Ordensbrüder waren und die Ordensfeierlichkeiten mitausgestaltet. Die bisher erschlossenen Akten bezeugen, dass das Königliche Berliner Nationaltheater auch über seine täglichen Vorstellungen hinaus großen Einfluss auf die Stadtkultur nahm.

Die Brief- und Dokumentenedition wird digital erarbeitet und im Internet frei zugänglich gemacht.

Das an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) angesiedelte Drittmittelprojekt wird Ifflands Archiv erschließen und in einer Auswahl edieren. Gemäß dem Bestreben der BBAW, alle Arbeitsergebnisse im Open Access zur Verfügung zu stellen, wird die Brief- und Dokumentenedition digital erarbeitet und im Internet frei zugänglich gemacht. Die von der TELOTA-Initiative der BBAW entwickelte Editionsform auf der Basis einer XML-Datenbank bietet für die Erschließung des Archivs eine optimale Grundlage. Die Mehrzahl der Briefe und Dokumente wird mittels eines Namen, Orte,

Werke und Sachverhalte erfassenden Regests erschlossen. Personen-, Werk-, Orts- und Sachregister machen das reichhaltige Material komfortabel nutzbar. Eine repräsentative Auswahl wird vollständig ediert.

Das Projekt wurde 2016 begonnen und hat eine Laufzeit von fünf Jahren. Die Akademie kooperiert dabei mit dem Landesarchiv Berlin und der Humboldt-Universität zu Berlin. Die Erschließung und Edition werden von der Lotto Stiftung Berlin, der Stiftung Preußische Seehandlung, der Gerda Henkel Stiftung, der VolkswagenStiftung und der Fritz Thyssen Stiftung gefördert.

Dr. Klaus Gerlach ist verantwortlich für die Edition und Erschließung von August Wilhelm Ifflands administrativem und dramaturgischem Archiv.

GOLDENE AUSZEICHNUNG

DIE HELMHOLTZ-MEDAILLE VON KARL WEIERSTRASS

Von Christiane Claus

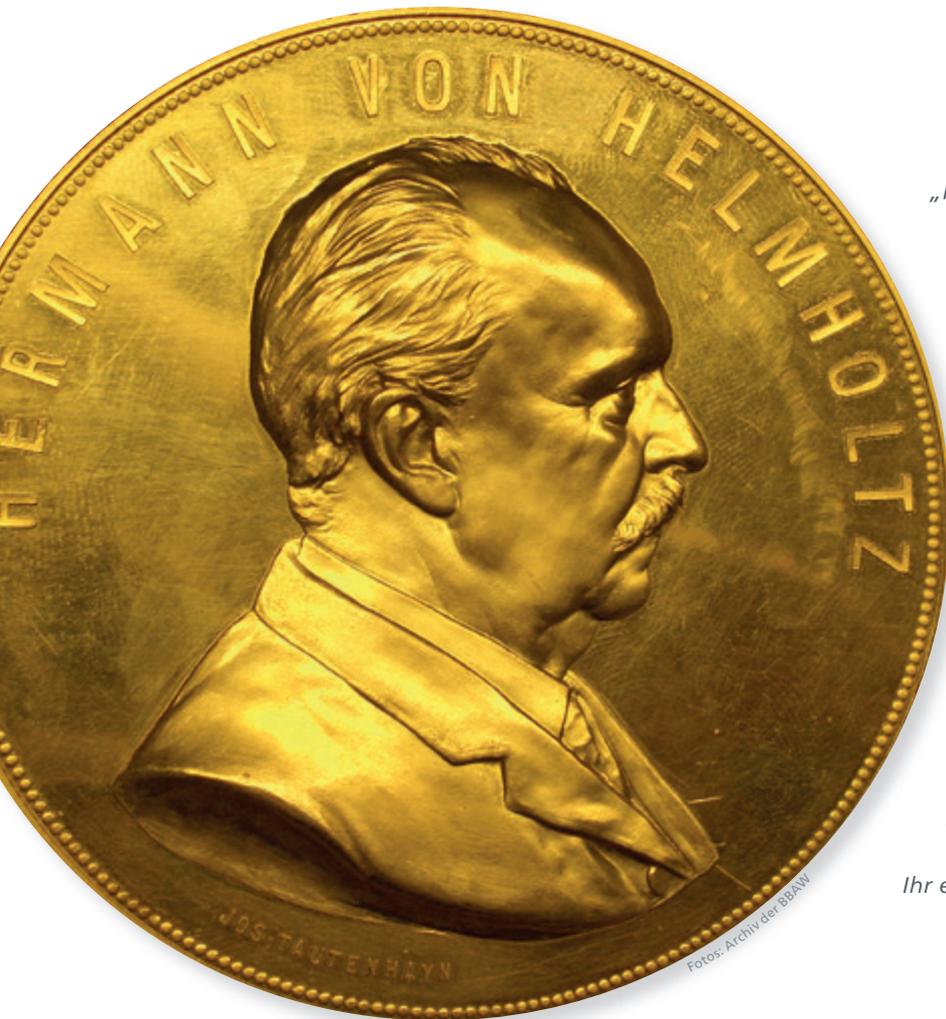
Die goldene Helmholtz-Medaille gehört zu den wertvollsten Schätzen des Akademiearchivs. Mit einem Gehalt von 620 Gramm Feingold ist die Medaille nicht nur von sehr hohem ideellen, sondern auch von hohem materiellen Wert. Der 24-karätige Goldgehalt erklärt auch, warum von diesen goldenen Helmholtz-Medaillen, die zwischen 1892 und 1918 vierzehn Mal verliehen wurden, heute nur noch wenige Exemplare existieren – manch ein Besitzer wird sie in finanziell knappen Zeiten verkauft haben.

Neben der goldenen Helmholtz-Medaille der BBAW ist der Verbleib von nur zwei weiteren Exemplaren bekannt.

Gestiftet wurde die Medaille 1891 anlässlich des siebenzigsten Geburtstags des Physikers, Physiologen, Mathematikers und Akademiemitglieds Hermann von Helmholtz (1821–1894). Der runde Geburtstag war Anlass für die Gründung einer Stiftung. Sie wurde ins Leben gerufen von Fachgenossen, Freunden und Verehrern Helmholtz'

und mit einem Kapital von 48.000 Mark ausgestattet. Auf der Nachfeier am 2. November erhielt der Jubilar außerdem zahlreiche exklusive Geschenke, darunter eine Marmorbüste, die von dem Bildhauer Adolf Hildebrand angefertigt wurde. Nach einer Radierung dieser Büste fertigte der österreichische Bildhauer und Medailleur Joseph Tautenhayn die Prägestempel für die Helmholtz-Medaille an. Die Büste gehört heute ebenfalls zu den Schätzen des Archivs. Sie wurde der Akademie 1922 von Ellen von Siemens, geborene von Helmholtz, überlassen. Das Statut der Helmholtz-Stiftung vom 22. April 1892 sah vor, Forscher aller Länder, „welche die in der physikalisch-mathematischen Classe der Akademie vertretenen Wissenschaften oder die Erkenntnislehre durch hervorragende Leistungen gefördert haben“, mit der Medaille auszuzeichnen. Das Vorschlagsrecht für die ersten vier Auszeichnungen, die 1892 verliehen werden sollten, wurde Hermann von Helmholtz persönlich zugesprochen. Auf seinen Wunsch hin wurde die Helmholtz-Medaille verliehen an: Emil du Bois-Reymond, Robert Bunsen, Sir William Thomson Lord Kelvin und Karl Weierstraß. Dabei war die Abstimmung lediglich in den Fällen von Robert Bunsen und Lord Kelvin einstimmig, Emil du Bois-Reymond erhielt zwei Gegenstimmen, Weierstraß eine. In einem Schreiben vom 6. Juli 1892 bedankt sich Karl Weierstraß hoch erfreut beim Sekretar der physikalisch-mathematischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften, Arthur von Auwers, für die Medaille:





Fotos: Archiv der BBAW



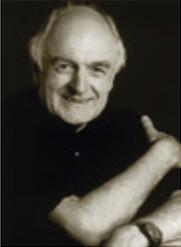
„Hochgeehrter Herr College,

Indem ich Ihnen den Empfang der durch Sie mir übermittelten Helmholtz-Medaille (in Gold und in Bronze) hiermit anzeige, erlaube ich mir zugleich Sie zu bitten, den Mitgliedern der Akademie, welche mir durch Zuerkennung dieser Medaille eine eben so große als unerwartete Ehre erwiesen haben, meinen verbindlichsten und aufrichtigsten Dank aussprechen zu wollen. Ihnen selbst aber, hochgeehrter Herr College, habe ich noch besonders für die freundlichen und anerkennenden Worte zu danken mit denen Sie in Ihrem Begleitschreiben meiner wissenschaftlichen Bestrebungen gedacht haben.

*Mit hochachtungsvollem
collegialischem Gruß*

Ihr ergebener K. Weierstraß“

TRÄGER DER HELMHOLTZ-MEDAILLE DER BBAW SIND:

Fotos: 1-4: WikiCommons						Foto: Tom Specht	
	1994	1996	1998	2000	2002		2004
	Manfred Eigen Biophysiker	Avram Noam Chomsky Sprachwissenschaftler	Roger Penrose Theoretischer Physiker	Jürgen Habermas Philosoph	Friedrich Hirzebruch Mathematiker		Hans-Ulrich Wehler Geschichtswissenschaftler

Diese goldene Helmholtz-Medaille, die Karl Weierstraß (1815–1897) als einer der ersten vier Ausgezeichneten 1892 verliehen bekam, gelangte mehr als hundert Jahre später wieder zurück in den Besitz der Akademie. Bis hierher legte die Medaille allerdings einen weiten Weg zurück. Nach einem Hinweis im Juli 1999 auf eine zum Verkauf stehende Helmholtz-Medaille, nahm das Akademiearchiv umgehend Kontakt zur Eigentümerin, Hilde Oehl aus Überlingen am Bodensee, auf. Schnell wurde klar, dass die Medaille als Erbstück ihrer Tante zu ihr gelangt war. Die Tante wiederum hatte die Medaille testamentarisch von ihrem langjährigen Chef, Paul Julius (1862–1931), Leiter des Hauptlabors der IG Farben in Heidelberg, bekommen. Sie war als Hausdame für den ledigen Herrn tätig gewesen, der als Sammler die Medaille nach dem Tod von Karl Weierstraß von dessen Erben erworben hatte. Nach dem Zweiten Weltkrieg war das Erbstück, bevor es in die Hände von Hilde Oehl gelangte, zwischenzeitig

in den USA und erst 1980 wieder in Deutschland, am Bodensee. 1999 kaufte das Akademiearchiv die goldene Helmholtz-Medaille zu einem Preis von 18.000 DM. Der damalige Goldwert lag bei ca. 15.500 DM, der ideelle Wert ist damals wie heute schwer zu beziffern.

Neben der goldenen Helmholtz-Medaille der BBAW ist der Verbleib von nur zwei weiteren Exemplaren bekannt. Die Medaille, die Hermann von Helmholtz selbst zu seinem 70. Geburtstag überreicht wurde, ist heute Eigentum der Siemens-Familie. Wilhelm Conrad Röntgen vermachte seine Helmholtz-Medaille zusammen mit der Kopie in Bronze der Universität Würzburg, in deren Besitz sie noch heute sind. Das Deutsche Museum München bewahrt ebenfalls eine Helmholtz-Medaille auf, bei der es sich allerdings nicht um eines der 14 verliehenen Exemplare aus 620 Gramm Feingold handelt, sondern um den Entwurf der Medaille von Joseph Tautenhayn, die aus einer



Foto: akj-images/Bruni Meya

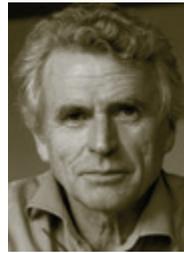


Foto: Toronto Star



Foto: Santa Fe Institute



Foto: Dorothy Rescher



2006

Günter Spur
Ingenieurwissen-
schaftler

2008

Peter Wapnewski
Altgermanist und
Philologe

2010

Niels Birbaumer
Neurowissenschaftler

2012

John C. Polanyi
Chemiker

2014

Murray Gell-Mann
Physiker

2016

Nicholas Rescher
Philosoph

Silber-Blei-Legierung besteht. Von den Prägestempeln, die damals von der Königlichen Münze aufbewahrt wurden, fehlt heute leider jede Spur. Im Münzkabinett auf der Museumsinsel befinden sich lediglich Zinkabschläge der Stempel aus den 1930er Jahren. Die Originalstempel der Helmholtz-Medaille müssen als Kriegsverlust angesehen werden.

Erst Ende der 1950er Jahre nahm die Akademie die Verleihung der Medaille wieder auf. Seit 1992 zeichnet die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften alle zwei Jahre mit der Helmholtz-Medaille überragende wissenschaftliche Leistungen aus. Zuletzt, 2016, erhielt sie der US-amerikanische Philosoph deutscher Abstammung Nicholas Rescher in Anerkennung seines wissenschaftlichen Lebenswerks. Heute besteht die Helmholtz-Medaille nicht mehr aus 620 Gramm Feingold – nach wie vor ist sie aber eine der höchsten Auszeichnungen der Akademie.

Christiane Claus hat Germanistik und Philosophie studiert und arbeitet im Referat „Presse- und Öffentlichkeitsarbeit“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Die Bedeutung der Wissenschaft für die Entwicklung der modernen Gesellschaft ist unumstritten. Wer in Wissenschaft investiert, investiert in die Zukunft. Diese Überzeugung veranlasste im Jahre 1993 sieben Persönlichkeiten auf Initiative von Edzard Reuter zur Gründung eines Fördervereins für die kurz zuvor neukonstituierte Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Inzwischen zählt das Collegium pro Academia unter Vorsitz von Friede Springer über 200 Mitglieder, darunter namhafte Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft.



Alle Fotos: BBAW, Judith Affolter

COLLEGIUM PRO ACADEMIA

Die Collegiumsmitglieder begegnen bei den Akademischen Causeries im Journalistenclub der Axel Springer AG führenden Vertretern aus Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Sie werden persönlich eingeladen zu den Fest Sitzungen und zum öffentlichen Programm der Akademie. Ohne die Förderung durch das Collegium pro Academia wären Kooperationsveranstaltungen wie die jährlich stattfindende Ernst Mayr Lecture, Publikationen wie der Band „Berlins wilde Energien“ mit Portraits aus der Geschichte der Leibniz’schen Wissenschaftsakademie oder Gastaufenthalte führender Wissenschaftler wie jüngst von Nicholas Rescher anlässlich seiner Auszeichnung mit der Helmholtz-Medaille, nicht realisierbar. Persönliche Buchpatenschaften ermöglichen regelmäßig in beachtlichem Umfang die Restaurierung kulturhistorischer Schätze des Archivs und der Bibliothek der Akademie.





Collegium pro Academia

Förderverein der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften e. V.
Vorsitzende: Friede Springer
c/o Leiterin des Präsidialbüros, Renate Nickel

Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Tel.: 030/20 370-241
Fax: 030/20 370-622
E-Mail: collegium@bbaw.de

→ <http://collegium.bbaw.de>



Hermann und Elise geborene Heckmann Wentzel-Stiftung

Vorsitzender des Kuratoriums:
Prof. Dr. Hans-Jörg Rheinberger

Vorstand: Renate Nickel

Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon: 030/20 370 -241

Fax: 030/20370 -622

E-Mail: heckmannwentzel@bbaw.de

→ <http://hws.bbaw.de>

Die Hermann und Elise geborene Heckmann Wentzel-Stiftung wurde 1894 von Elise Wentzel zugunsten der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufen. Als Dank und Anerkennung für die beachtliche Förderung wurde Elise Wentzel mit einer Ehrenmitgliedschaft der Akademie ausgezeichnet und war damit nach Katharina der Großen das zweite weibliche Akademiemitglied. Seit 1992 kommen die Stiftungsmittel der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zugute. Gefördert werden Forschungsprojekte, Tagungen, Workshops und Publikationen der Akademie. Im Jahre 2016 konnten zwei von Akademienvorhaben der BBAW durchgeführte Projekte unterstützt werden – das Kolloquium „Wissenschaft und Wissenschaftler im alten Ägypten“ und der „Goethe-Akademie-Tag aus Anlass des Beginns der Arbeiten am Goethe-Wörterbuch vor 70 Jahren“ – sowie der Salon Sophie Charlotte.

HERMANN UND ELISE GEBORENE HECKMANN WENTZEL-STIFTUNG

Die Fördertätigkeit der Stiftung kann auf vielfältige Weise unterstützt und durch Zustiftungen auch für die Zukunft gesichert werden. So wird aus Mitteln des Marianne und Heinz Duddeck Fonds der Stiftung u. a. das Projekt „Alexander von Humboldt im Netz“ ermöglicht und Dank des Sigrid und Heinz Hannse-Fonds kann die Akademie Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler auf dem Gebiet der Frauenheilkunde fördern.

Das hochmoderne und elegante Veranstaltungszentrum der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ist durch die exklusive Lage am Gendarmenmarkt ein begehrter Ort für unterschiedlichste Veranstaltungen. Nach seiner Errichtung im Jahr 1902/1903 beherbergte das Gebäude, in dem heute die Wissenschaft verkehrt, zunächst die Preußische Seehandlung, die spätere Preußische Staatsbank. Im Jahr 2000 wurden der historische Kassensaal der Bank und die angrenzenden Räumlichkeiten nach höchsten Ansprüchen rekonstruiert und umgebaut.

VERANSTALTUNGS- ZENTRUM

Der lichtdurchflutete und vollklimatisierte Leibniz-Saal, der edle, holzgetäfelte Einstein-Saal sowie die weiteren Konferenzräume des Veranstaltungszentrums werden vorrangig für wissenschaftliche Tagungen, Konferenzen und Vorträge, aber auch für Empfänge in repräsentativem Ambiente genutzt. Ob Kongresse der Berliner Universitäten und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung oder Konferenzen zahlreicher Stiftungen und Unternehmen der Wirtschaft – sie alle finden mit den edlen Sälen der Akademie den passenden Rahmen. Die nach individuellen Wünschen bestuhlbaren und mit modernster Ton- und Projektionstechnik ausgestatteten Räumlichkeiten können sowohl für große Veranstaltungen als auch für kleine Seminare modular angemietet werden.

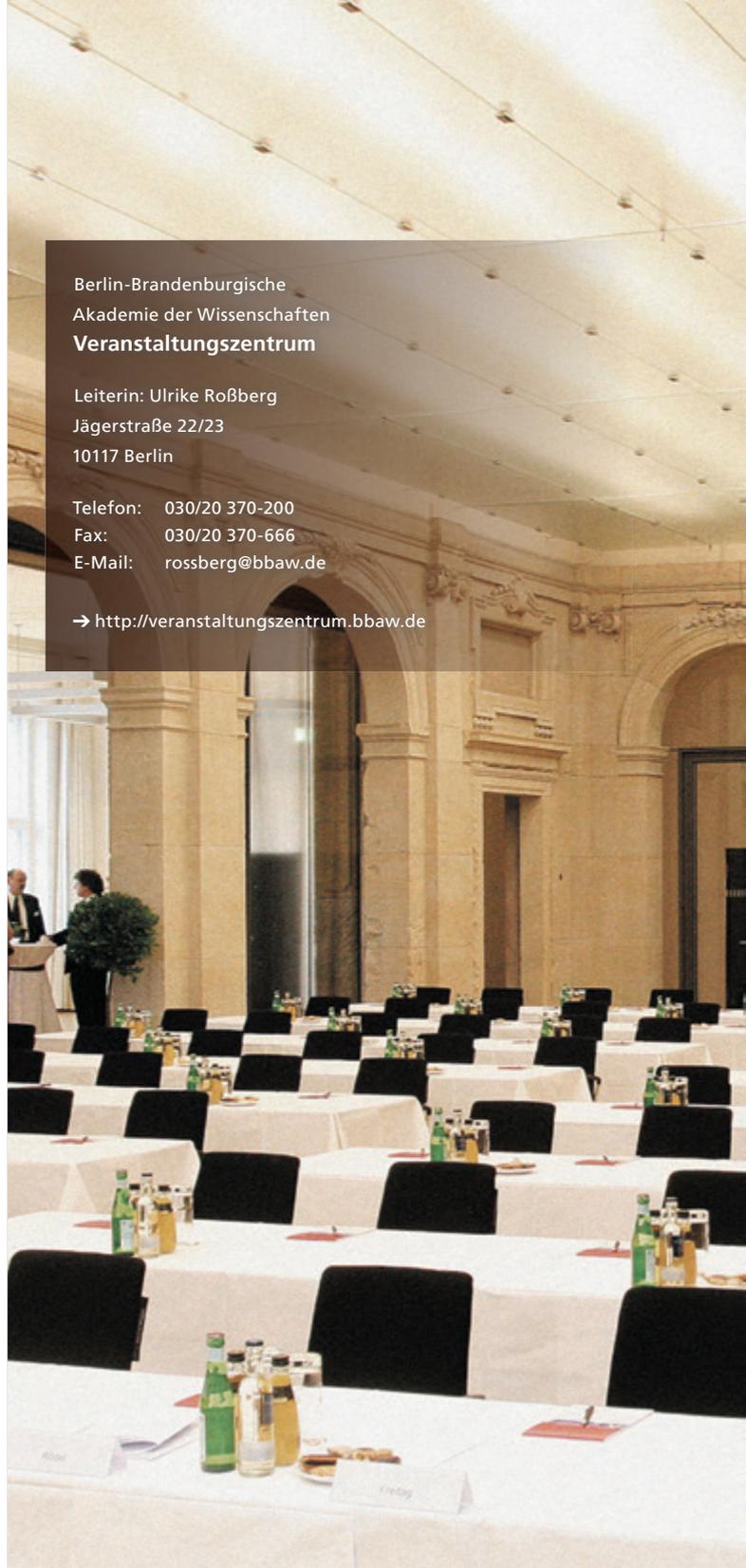
Für die Rahmenorganisation und das Catering steht ein professionelles Team mit zuverlässigem Service und langjähriger Erfahrung bei der Betreuung von Veranstaltungen zur Verfügung.

Berlin-Brandenburgische
Akademie der Wissenschaften
Veranstaltungszentrum

Leiterin: Ulrike Roßberg
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon: 030/20 370-200
Fax: 030/20 370-666
E-Mail: rossberg@bbaw.de

→ <http://veranstaltungszentrum.bbaw.de>



IMPRESSUM

Herausgeber

Der Präsident der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Martin Grötschel

Redaktion

Gisela Lerch
Andreas Schmidt
unter Mitarbeit von
Christiane Claus

Grafik und Layout

Thorsten Probst
www.angenehme-gestaltung.de

Druck

Druckerei Conrad, Berlin

Bildnachweise

Titel: Wilhelm von Humboldt
Foto: BBAW, Ulrike Folie

Rückseite:

links: BBAW, Angelika Fischer

Mitte: BBAW

rechts: BBAW, Holger Kupfer

Adressen

Berlin-Brandenburgische
Akademie der Wissenschaften
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Standort Unter den Linden:

Unter den Linden 8
10117 Berlin

Standort Potsdam:

Am Neuen Markt 8
14467 Potsdam

www.bbaw.de

Trotz umfangreicher Bemühungen von Seiten der Akademie ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Rechteinhaber des Bildmaterials ausfindig zu machen. Rechtlich nachweisbare Ansprüche sind bei der Akademie geltend zu machen.

© Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin 2016.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers.

ISBN 978-3-939818-68-7



Die Akademiegebäude am Gendarmenmarkt, Unter den Linden in Berlin und Am Neuen Markt in Potsdam